

STEINE SPRECHEN

ZEITSCHRIFT DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR
DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE

Wien, im Oktober 2023

Nr. 158/159 (Jg. LXII/1-2)



Inhalt

„100 Jahre und kein bisschen leise!“ Friedmund Hueber	3
Bewertungspläne für Baudenkmale Friedmund Hueber	8
Wie aus einem Denkmal des Mittelalters ein Denkmal für unsere Zeit wurde Mario Schwarz	10
Das Palais des Grafen Otto Chotek Martin Kupf	28
Der Stadtkern von Attnang-Puchheim Hans Peter Jeschke	37
Das verrückte Denkmal Philipp Reichel-Neuwirth	56
Die ökologische Herausforderung für das Stadtbild in Europa Mario Schwarz	60
Klimaneutrales Wohnen in Städten Franz A. Sagaischek	62
Friderizianischer Historismus Franz A. Sagaischek	65
Buchbesprechungen	74
Aus der Gesellschaft	81
Nachruf auf Hermann Fillitz (1924–2022)	81
Autorenverzeichnis	82
Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege	84
Veranstaltungsprogramm	84
Impressum	84

Umschlagabbildung:

Heilig-Geist-Kapelle, Bruck an der Mur nach der Sanierung 2018, Foto: Veleius, CC0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=74458208>

„100 Jahre und kein bisschen leise!“¹

Friedmund Hueber



Abb.: Der Präsident des Bundesdenkmalamtes Dr. Christoph Basil (re.) und PD Dr. Friedmund Hueber im Schutz des präsidialen Hundes. (Foto: S. Chvatinsky)

Zum Anlass des „100. Geburtstags“ des Österreichischen Denkmalschutzgesetzes (1923–2023) betonte der Präsident des Österreichischen Bundesdenkmalamtes, Dr. Christoph Basil, in einem Interview mit der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege,² wie wichtig es gerade heute ist, den Gedanken des Denkmalschutzes immer wieder in die Öffentlichkeit zu bringen. Es sei daher ein Jahresschwerpunkt des österreichischen Bundesdenkmalamtes, das kulturelle Erbe, den Denkmalbestand noch verstärkt zu thematisieren. Zum Verständnis der Öffentlichkeit könne man auch nicht oft genug die beschränkten Zuständigkeiten des Denkmalschutzes in Erinnerung rufen. Durch das Denkmalschutzgesetz des Bundes, welches vom Bundesdenkmalamt vollzogen wird, sind nur Objekte geschützt, welche per Gesetz unter Schutz gestellt wurden, während Ortsbild-, Landschafts- und Stadtbildschutz durch Gesetze der Länder geregelt und vollzogen werden.

Hueber: Sehr geehrter Herr Präsident, darf ich vielleicht mit der Kernfrage, dem Denkmalschutzgesetz, beginnen, für das Sie ein ausgewiesener Spezialist sind: Halten Sie eine Änderung oder Anpassung dieses Gesetzes, nachdem es jetzt 100 Jahre existiert, für notwendig?

Basil: Ja, wenn etwas 100 Jahre existiert und angewandt wird, spricht es für seine Konstruktion, aber es ist vielleicht mit Gesetzen so wie auch mit der Denkmalpflege, dass man Dinge regelmäßig nachprüfen sollte, weil sich unsere Gesellschaft ändert, weil es andere Ansprüche, andere Gefahren, andere Möglichkeiten gibt. Insofern denke ich, dass das Denkmalschutzgesetz von 1923 in seinen Grundstrukturen sehr gut ist und sich bewährt hat, allerdings glaube ich, dass man einige Bereiche den neuen Zeiten anpassen sollte, so wie in der Denkmalpflege ein Gebäude gelegentlich anzupassen oder zu reparieren ist, ohne die Struktur zu zerstören.

Ein Bereich, der eher technisch ist, ist z. B. die Archäologie, wo wir weitschweifend formulierte Regelungen und sehr unterschiedliche Fristen haben. Ich könnte mir auch vorstellen, dass man bei der Bewilligung einer Grabung auch berücksichtigt, was mit den Funden in der Folge passiert. Das ist ein reiches Erbe, aber auch eine große Last, denn man muss auch nachdenken, wie man diese Funde erschließen und auf Dauer verwahren kann. Da gibt es zwar bereits eine Praxis, das sollte aber doch besser rechtlich systematisiert werden. Auch an der Gesetzessprache, die nach den Novellen der letzten Jahrzehnte vielleicht nicht mehr immer den Punkt trifft, könnte man manches verbessern.

Ein sehr wichtiger Bereich ist, was man heute unter **Baukultur** versteht. Da gibt es einiges an Initiativen unseres Bundesministeriums und anderer Stellen, auch von den Ländern. Man sieht die gebaute Umwelt ganzheitlicher, eben als Teil unseres Lebensraums. Unser Ansatz ist da sehr stark auf die Ensemble-Unterschutzstellung fokussiert.

H: Wie findet die statt? Nach dem Denkmalschutzgesetz können doch nur parzellenscharf einzelne Liegenschaften unter Schutz gestellt werden.

B: Die **Unterschutz-Stellung** eines Ensembles ist recht aufwändig, weil wir hier zwei-, drei-, vierhundert Parteien für ein Ensemble haben. Aktuell läuft die Prüfung der Unterschutzstellung des Ensembles „Stein“ bei Krems. Dieser Fall ist besonders langwierig, weil wir unter den Corona-Bedingungen begonnen haben. Wie immer gab es eine Informationsveranstaltung, dann mit den Eigentümerinnen und Eigentümern Begehungen jedes Gebäudes. Das ist sehr arbeitsintensiv, aber auch notwendig, um den Menschen das „Warum“ zu erklären. Ebenso wichtig ist es, sich mit Stadt und Land abzusprechen, da es um den gesamten Organismus dieser Stadt und dieses Stadtteils geht. Deren Funktionen sollen weiter existieren, wenn möglich verbessert werden.

H: NGOs sind oft erschüttert über **Ungleichbehandlungen von Vergleichbarem**, z. B., dass das Bundesdenkmalamt beim ehemaligen Verkehrsbüro in Wien auf einer bestimmten Färbelung besteht und dass andererseits das Volkstheater teilweise rot gefärbelt wird. Ich meine, dass hinter den jeweiligen Entscheidungen jeweils ernst zu nehmende Wertanalysen und Absichten stehen, welche diese Ungleichbehandlungen erklären. Wäre es für ein besseres Verständnis und eine Akzeptanz nicht sinnvoll, ja notwendig, Informationen an die Öffentlichkeit zu geben, warum das eine oder andere so oder so entschieden wurde? Zu entsprechenden Pressekonferenzen sollte/könnte man auch die einschlägigen NGOs wie „Verein Historische Gebäude Österreichs“, „Initiative Denkmalschutz“, „Initiative Stadtbildschutz“ und uns, die „Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege“ (ÖGDO) laden. Ich glaube, man kann der Öffentlichkeit auch

nicht oft genug die unterschiedlichen Zuständigkeiten in Erinnerung rufen. Zum Beispiel dass der Schutz des Denkmalbestands durch ein Bundesgesetz, welches vom Bundesdenkmalamt vollzogen wird, und der Ortsbild-, Landschafts- und Stadtbildschutz durch Gesetze der Länder geregelt werden.

Herr Präsident, Sie haben für heuer das Jubiläum „**100 Jahre Denkmalschutzgesetz**“ zum Jahresschwerpunkt gesetzt. Was hatten Sie sich dafür vorgenommen? Unter Ihnen wurde die Öffentlichkeitsarbeit des BDA intensiviert. Haben Sie vor, auch diesbezüglich aktiv zu werden?

B: Wir nutzen den Anlass, um den Gedanken des Denkmalschutzes in die Öffentlichkeit zu bringen. Jahreschwerpunkt ist es, das kulturelle Erbe, den Denkmalbestand weiter in der Öffentlichkeit zu thematisieren. Wir veranstalten regional **Fachgespräche** in Zusammenarbeit mit einschlägigen Institutionen in ganz Österreich. Im März waren wir im Haus der Architektur in Klagenfurt, im Mai im Architekturzentrum im Museumsquartier in Wien. Im Juni folgen Veranstaltungen auf Burg Goppenstein und in der Tabakfabrik in Linz, am 17. August mit dem Thema „Schatzfunde. Archäologische Denkmalpflege in den Pandemie Jahren“ und am 15. November „Gut bedacht – Instandsetzung historischer Tondächer“, beide in der Kartause Mauerbach.

Darüber hinaus gibt es die „**Denkmalgespräche**“ an Donnerstagen, nicht in der Hofburg, sondern in den Bundesländern und eine Tagung am 18. Oktober 2023 zu „100 Jahre Denkmalschutzgesetz“ in der Akademie der Wissenschaften in Wien. Viele weitere Seminare, Vorträge, Workshops und Tagungen können der Webseite des Bundesdenkmalamts entnommen werden.

Das Denkmalamt koordiniert den **Tag des Denkmals** am 24. September unter dem Motto „denkmal (er:sie:wir) leben / 100 Jahre Österreichisches Denkmalschutzgesetz“ in vielen Orten. Orte und Programm stehen auf der Webseite des BDA: <https://www.bda.gv.at>

H: Kommen wir zum Thema „**Denkmalschutz = Klimaschutz**“. Jedes alte Gebäude bietet für den heute so forciert thematisierten Klimaschutz ganzheitlich gesehen hervorragende Voraussetzungen.

B: Um diese Botschaft hinauszutragen, haben wir im Vorjahr gemeinsam mit dem Klimaschutzministerium in Mauerbach ein Fachgespräch veranstaltet. Wir haben Denkmalbotschafter zum Klimaschutz und zu unseren „Standards zur Energieeffizienz am Baudenkmal“ sprechen lassen. Es wurde deutlich, welches hohes Potential und welche Flexibilität historische Gebäude bieten. Ein klimagerechter Neubau wird auf den ersten Blick als Fortschritt verkauft. Wenn man bedenkt, **wieviele gebundene Energie beim Abbruch eines bestehenden Baus verloren geht und durch den Neubau verbraucht wird**, wird verständlich, dass Erhaltung und sachkundige Pflege des historischen Objekts, ressourcenschonend sind. Wenn

z. B. die Dämmwerte alter Kastenfenster mit neuen Thermofenstern verglichen werden, wird selten berücksichtigt, wie die Werte der neuen Fenster aussehen, wenn diese gealtert sind und mit welcher Umweltbelastung deren Austausch verbunden sein wird.

H: Wie können Sie darauf achten, dass bei Amtshandlungen des Bundesdenkmalamts österreichweit mit **selbem Maßstab** gemessen wird?

B: Ein einheitlicher, vorhersehbarer Vollzug ist wesentlich. Wir haben rund 39.000 Bauten unter Denkmalschutz und alles zusammen mehr als 5.000 Verfahren jährlich. Das geht nur dezentral, durch die Landeskonservatorate und die anderen Abteilungen. Damit erfüllen wir die Forderung nach Bürgernähe, für die notwendige Transparenz und Nachvollziehbarkeit haben wir für Alle geltende Richtlinien, Rahmenbedingungen und Maßstäbe formuliert, aus jüngerer Zeit etwa die „**Richtlinie Energieeffizienz am Baudenkmal**“ oder die „**Richtlinie für archäologische Maßnahmen**“. Besonders für alle mit dem Baudenkmal Beschäftigten (Eigentümer, Planer, Handwerker, Architekten und Restauratoren), sowie natürlich auch für die Behörde, wurden bereits 2014 vom Bundesdenkmalamt die „**ABC-Standards der Baudenkmalpflege**“ entwickelt. Strittige Verfahren zieht die Rechtsabteilung an sich.

H: Sie haben die **Standards der Baudenkmalpflege** angesprochen. Ich meine, es ist wichtig zu betonen, dass dieses Regelwerk nicht als Vorschrift zu werten ist. Sie erteilen technische Ratschläge für das Erfassen, Erhalten und Verändern von historischer Bausubstanz. Man erfährt durch diese Standards viel über Eigenschaften historischen Bestandes und den richtigen Umgang damit. Sie können jedoch die sozial- und kunsthistorischen Analysen zur Entwicklung eines Restaurierungskonzepts nicht ersetzen, da **jedes Denkmal ein Einzelfall** mit einem eigenen Mix aus Wertkategorien ist.

B: Ja, die Standards sind natürlich kein Gesetz und auch kein Kochbuch, sondern ein fachlich fundiertes Hilfsmittel, – um einen Ausdruck von Bernd Euler zu verwenden – um die denkmalpflegerische Entscheidungsmatrix im jeweiligen Fall auszuspannen.

Wir bemühen uns auch über die OIB-Richtlinien eine gewisse Flexibilität in den Bauordnungen sicherzustellen. Wir benötigen Klauseln für historische Gebäude, die es z. B. ermöglichen, das erforderliche Sicherheitsniveau mit Maßnahmen zu erreichen, die dem Denkmal entsprechen. Ähnliches gilt für die europarechtlichen Vorgaben zum notwendigen Klimaschutz und für die Energieeffizienz: Auch hier sind die Anforderungen des historischen Bestandes, aber auch seine vielen Vorteile entsprechend zu berücksichtigen.

H: Vor 20 Jahren hat mich Ihr damaliger Vorgänger beauftragt, einen guten Architekten bei der Umplanung von einer Gruppe Ringstraßenpalais zu beraten. Es sollte

klargestellt werden, was er jedenfalls zu erhalten hatte und wo Eingriffe möglich wären. Wir haben damals **Bewertungspläne** entwickelt³, in denen einerseits für die Mauern und Decken, andererseits für die Architekturoberflächen in den Bestandsplänen durch drei Signaturen dargestellt wurde: was erhalten und restauriert werden muss, was erhalten werden muss, aber modifizierbar ist und worauf man verzichten kann.

Der Architekt war glücklich und rasch war dem Landeskonservator, der Behörde, eine stimmige Planung zur Genehmigung vorgelegt. Dadurch beflügelt, wurden wir, einige Kollegen, für viele Objekte beauftragt, Bewertungspläne zu erstellen, welche sowohl in Unterschutzstellungsverfahren als auch bei Anträgen zu Veränderungen den Denkmalbesitzern, Bauwerbern und Planern ein hohes Sicherheitsgefühl gaben und so manchen unnötigen Widerstand im Keim erstickten.

Wir und einige andere Büros haben – mit dem Präsidenten abgestimmt – viele solche Bewertungspläne erstellt, die dann eine willkommene Basis für Planung oder (Teil-) Unterschutzstellungen wurden. Besonders die planenden Architekten waren glücklich, konkrete Vorgaben zu erhalten. Nach einigen Jahren ist dies eingeschlafen. Mag sein, dass sich Landeskonservatoren übergangen fühlten, ich weiß es nicht. Meines Erachtens wäre das ein Erfolgsmodell geworden, hätte man die Landeskonservatoren in die Gestaltung der Bewertungspläne direkt eingebunden. Es wäre zur realen Darstellung einer Analyse der Denkmalwerte des Objektes gekommen und das Denkmal wäre nicht im Planungs- und Durchführungsverfahren schrittweise verkommen. Ein Kraftakt wie die **Vergewaltigung des Wien Museums** hätte nicht passieren können. Man hätte rechtzeitig erkannt, dass die Umsetzung des geforderten Volumens nur eine Parodie des Denkmals ergeben kann. So wäre es besser gewesen, das Denkmal aufzugeben und ein neues Werk der Baukunst in das Ensemble einzufügen, oder die zusätzlich notwendigen Volumina und Funktionen in einem Arbeiterbezirk unterzubringen, um auch dessen Bevölkerung vor Ort Kunst, Geschichte und Kultur nahe zu bringen und genießen zu lassen. Noch schlimmer ist, dass dieses Konglomerat am Karlsplatz zum Anlass genommen wird, die Karlskirche durch eine Aufstockung des Winterthur-Gebäudes zu bedrängen.

B: Die Bewertungspläne sind sicher ein interessantes Modell, vielleicht ist die Zeit gekommen, sich das wieder anzusehen: Ich denke, die aktuellen Denkmalpflegepläne sind etwas Ähnliches. Wir haben z. B. am Naschmarkt eine koordinierte Vorgabe für die Marktstände, damit sie in einem Rahmen erhalten bleiben und dem jeweiligen Standler seine Möglichkeiten bekannt sind. Für die Großglocknerstraße hat sich ebenfalls ein Denkmalpflegeplan bewährt, damit die notwendigen Reparaturen nach der Schneeschmelze rasch durchgeführt werden können, für die Terrassenhaussiedlung in Graz ist ebenfalls ein Denkmalpflegeplan in Vorbereitung. Der Punkt ist allerdings, dass das Denkmalschutzgesetz derartigen Plänen, egal

wie wir sie nennen, enge Grenzen setzt. Das wäre also auch ein Zukunftsthema.

H: Um den Eingriff in das Eigentumsrecht der Bürger nicht zu übertreiben, gibt es keinen **Aktiven Denkmalschutz**, wodurch die Gefahr besteht, dass aus ökonomischen Gründen Baudenkmale durch aktive Vernachlässigung abbruchreif gemacht werden.

B: Das Denkmalschutzgesetz kennt derzeit nur eine fast lächerlich **geringe Pflicht zu aktiven Erhaltungsmaßnahmen**. Im Gesetz wird das Ersetzen einzelner Dachziegel, oder das Verschließen von Fenstern genannt. Selbstverständlich ist durch die Verfassung das Eigentumsrecht geschützt und Maßnahmen soll man hier nur mit Bedacht setzen, zumal viele Eigentümerinnen und Eigentümer sich mit großem Einsatz um die Erhaltung ihrer Denkmale bemühen. Dennoch glaube ich, dass die Erhaltungspflicht im Denkmalschutzgesetz zu eng bemessen ist, weil sie jenen nützt, die es sich leisten können, ein Gebäude nicht zu nutzen. Das erscheint mir nicht sinnvoll. In manchen Fällen kann die Baubehörde zu Hilfe gerufen werden, um durch Bauaufträge zu erreichen, dass ein konsensmäßiger Zustand wieder hergestellt wird und keine Gefahr vom baufälligen Objekt ausgeht. Wenn aber die Erhaltungspflicht strenger werden soll, müssen wir die Rahmenbedingungen für die vielen Erhaltungswilligen verbessern.

H: Wie viele Anträge auf **Abbruch** werden jährlich gestellt?

B: Da hat sich seit Ihrer Arbeit als Vorsitzender des Denkmalbeirats nicht viel geändert, so wie damals sind es vielleicht zwei Fälle pro Jahr.

H: Welche Voraussetzungen gibt es für **finanzielle Förderungen** durch das Bundesdenkmalamt?

B: Es gibt ein einfaches Verfahren. Auf unserer Webseite gibt es ein Formular, nach dessen Anforderung unter Vorlage der Angebote elektronisch angesucht werden kann. Das Ansuchen wird im Amt mit dem „Vier-Augen-Prinzip“ geprüft. Natürlich muss der Antrag gestellt werden, bevor die Maßnahme gesetzt wird. Der Prozentsatz der Förderung hängt von der Relevanz der Maßnahme für die Denkmalpflege ab.

H: Gibt es noch die **Fassadenförderungs-Aktion** und wie hoch sind die Förderungen heute dafür?

B: Die ist weitgehend ausgelaufen, es gibt aber noch vereinzelte Fälle. Das Zusammenwirken zwischen den Eigentümern, den Gemeinden und uns war sicher positiv, es scheint mir aber, dass das Interesse abgenommen hat.

H: Der Denkmalschutz stellt im öffentlichen Interesse eine starke Einschränkung des Rechtes am Eigentum dar. Diese Einschränkung des Rechts ist darüber hinaus

oft mit großem finanziellen Mehraufwand für denkmalpflegerische Maßnahmen verbunden. Wenn durch diese Mehrausgaben kein Gewinn mit dem Objekt erzielt werden kann, wird dieses für den Fiskus zur „**Liebhaberei**“, was wiederum zur Folge hat, dass auch kein anderer Aufwand steuerlich geltend gemacht werden kann. Man wird durch den Denkmalschutz zu Ausgaben verpflichtet und dafür bestraft, wenn durch diese ein kaufmännischer Gewinn im Jahresabschluss unmöglich wird.

B: Das ist mir bewusst, Sie selbst haben sich während der beiden Perioden, die Sie Vorsitzender des Denkmalbeirats waren, letztlich vergeblich bemüht, in der Liebhabereiverordnung eine Ausnahme für denkmalpflegerischen Mehraufwand zu bewirken. Ich denke, dass **spürbare steuerliche Begünstigungen** für Investitionen in Denkmale dringend sind! In Deutschland gibt es einen Sonderausgabentatbestand dafür. Die Landesdenkmalämter haben in den jeweiligen Gesetzen eine – gegenüber dem Bundesdenkmalamt – eher schwache Stellung. Aber sie bestätigen, ob eine Investition im Sinne der Denkmalpflege war. Ein deutscher Kollege hat mir einmal gesagt: „**In Deutschland ist das eigentliche Denkmalschutzgesetz das Einkommenssteuergesetz.**“ Das sollten wir uns für Österreich ansehen. Ich bin überzeugt, das würde bei uns viele Private motivieren, mehr für die Erhaltung zu tun. Wenn wir für Private die Daten dann – ähnlich wie bei den Spenden an das Bundesdenkmalamt – über Finanz Online für den Jahressteuerausgleich einspeisen können, würden wir uns viel interne Bürokratie ersparen und die Privaten müssten sich nicht mehr um Förderungen bei uns anstellen.

H: Mögen ähnliche Zustände bald auch für unsere Denkmale herrschen! Ich meine, Sie haben sich dafür eingesetzt und bei Politikern bis jetzt genauso wenig Gehör gefunden wie ich vor vielen Jahren, die Liebhabereiverordnung betreffend. Es ist interessant, dass Politiker Baukultur und kulturelle Belange nur einer abgehobenen Klasse zugehörig empfinden und es daher nicht wagen, sich dafür zu verwenden. So werden unsere besten Museen als Luxus im 1. Bezirk untergebracht, da die Regierenden meinen, das sei nichts für das „einfache Volk“ und Volksvermögen dürfe dafür nicht eingesetzt werden. So zwingt Wien den größeren Raumbedarf für das Wien Museum in ein für den Topos zu großes Volumen, statt einem Flächenbezirk eine entsprechende Einrichtung zu gönnen.

Im Bund scheut man sich davor, privaten Denkmalbesitzern die Einschränkung der Freiheit bei der Nutzung ihres Eigentums dadurch teilweise abzugelten, dass Mehrkosten für denkmalpflegerische Maßnahmen zumindest steuerlich geltend gemacht werden können. Man muss sich fragen, ob Österreich wieder eine Kulturnation werden kann.

Das Denkmalamt ist einerseits eine Bundesbehörde und andererseits eine Beratungs- und Ausbildungsinstitution sowie fachliche Prüfanstalt. Darf ich Sie noch um einige

Zahlen bitten, durch welche unseren Lesern die Komplexität Ihrer Aufgabe veranschaulicht wird?

B: Im Bundesdenkmalamt arbeiten knapp **200** Kolleginnen und Kollegen, aufgeteilt auf die neun Landeskonservatorate, die zentralen Abteilungen des Fachbereichs und die Verwaltungsdirektion. Wir haben rund **39.000** Bauten im weiteren Sinn – von der Hofburg bis zur Nepumuktatue unter Denkmalschutz. Etwa je ein Drittel steht im Eigentum von Privaten, der Kirche und der öffentlichen Hand. Dafür stehen jährlich etwa **16 Millionen** Euro für Förderungen zur Verfügung, im langjährigen Schnitt werden zusätzlich **drei Millionen** Euro an Spenden für Restaurierungen eingenommen, die steuerlich absetzbar sind. Mehr als **2.000** Veränderungsbescheide werden jährlich erlassen, wie viele Gespräche denen vorausgehen, kann wahrscheinlich niemand sagen. Ein sehr umfassendes Zahlenmaterial bietet der **Kunst- und Kulturbericht**, den unser Bundesminister mit der Staatssekretärin herausgibt. Dort wird unsere Tätigkeit auch in Zahlen abgebildet.

<https://www.bmkoes.gv.at/Service/Publikationen/Kunst-und-Kultur/kunst-und-kulturberichte.html>

H: Herr Präsident, es gäbe noch viele Aspekte und Fragen, die wir besprechen müssten. Ich hoffe, mich Fall für Fall, wieder an Sie wenden zu dürfen. Namens der ÖGDO bedanke ich mich bei Ihnen für dieses informative Gespräch und wünsche Ihnen im Interesse unseres Denkmalbestandes viel Erfolg.

Endnoten

- 1 Erstmals verwendete dieses Wortspiel nach einem Lied von Curd Jürgens im Jahr 2021 der PEN-Club anlässlich seines hundertsten Gründungsjubiläums (1921–2021).
- 2 Das Gespräch mit Dr. Christoph Bazil führte der Präsident der ÖGDO Dr. Friedmund Hueber. Im weiteren Text des Interviews sind die Gesprächspartner mit ihren Initialen B und H wiedergegeben.
- 3 siehe Artikel „Bewertungspläne für Baudenkmale“ in diesem Heft, S. 8



Reithalle, V.d.Nüll und Siccardsburg 1854/1996 IOC/IAKS Award 2003 Postsparckasse PSK zum 100 jährigen Jubiläum von Otto Wagner 1904/2006 Wasserturm Wiener Netze 1895/2013

DENKMALSCHUTZ
MIT RESPEKT ZU NEUER NUTZUNG
GEPLANT

HOPPE 
architekten

Bewertungspläne für Baudenkmale

Friedmund Hueber

Im Zuge der Denkmalpflege ist darauf zu achten, dass jedes Monument eine Funktion und Behandlung erfährt, welche die ständige Wartung und Pflege für die Zukunft erleichtert und möglichst sicherstellt. Da bei einem Denkmal auch das Erscheinungsbild eine Rolle spielt, werden gestalterische Maßnahmen wirksam. Bei oberflächlicher, laienhafter Betrachtung wird sogar gestalterischen Belangen das Hauptaugenmerk geschenkt und dem Aussehen dabei oft leichtfertig Denkmalsubstanz geopfert. Um dem entgegenzuwirken ist es wichtig, beides, die Substanz und ihre Werte gut zu kennen. Dazu sind archäologische und archivalische Untersuchungen der Substanz erforderlich, die sich in **Bualtersplänen** niederschlagen. Historische Veränderungen am Bauwerk werden darin chronologisch darin darstellen. Diese Pläne sind gemeinsam mit archivalischen Quellen die Grundlage für eine Wertanalyse, welche prüft und festlegt, welche Wertkategorien wo und wodurch im Monument vorherrschen. Ist es eine künstlerische und/oder eine historische Bedeutung, ist es ein Stimmungswert und/oder

ein Urkundenwert etc., die sich durch den einen oder anderen Gebäudeteil manifestieren. Welche Bauphase war bestimmend für einen Wert, welche hat der Wertigkeit des Objektes am meisten geschadet etc.?

In Kenntnis dessen sollten als weitere Basis für Entscheidungen über den möglichen Umgang mit dem Bestand **Bewertungspläne** durch Fachleute erstellt, mit der Behörde diskutiert und durch die Behörde für verbindlich erklärt werden. Diese Pläne objektivieren die Möglichkeiten der Intervention und schaffen somit klare Vorgaben für den planenden Architekten. Sie erleichtern die Arbeit und verhindern, dass sich sowohl Planer als auch die Behörde im Entwurf vergaloppieren und letztlich ein Konstrukt entsteht, dem wesentliche Denkmalsubstanz und Werte des Monuments geopfert wurden.

Die Bewertungspläne objektivieren für Alle – Eigentümer, Behörde, Planende und Durchführende – die denkmalpflegerischen Ziele der Intervention und minimieren die Gefahr des Abgleitens in inadäquate Planungen.

Wie aus einem Denkmal des Mittelalters ein Denkmal für unsere Zeit wurde

Mario Schwarz



Abb. 1: Lage der Kapelle im Zustand nach Restaurierung, [Neugestaltung Heiligen-Geist Kapelle, Holzbaupreis Steiermark 2021. URL: https://www.holzbaukarte.at/sehenswerte-holzbauten/?no_cache=1&tx_msholzbaumap_frontend%5Bholzbau%5D=164&tx_msholzbaumap_frontend%5Baction%5D=show&tx_msholzbaumap_frontend%5Bcontroller%5D=Holzbau&cHash=a59b322f973170936d402eae69549307 (Zugriff: 04.11.2021)]

In seinem Buch *Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur* (Berlin 1968) schrieb Wolfgang Götz der ehemaligen Heiligengeistkirche in Bruck an der Mur den *Charakter des genialen Wurfes eines bedeutenden Architekten* zu.¹ Von außen über dem Grundriss eines gleichseitigen Dreiecks mit abgeschnittenen Ecken entwickelt, ist das Innere des Bauwerks als Sechseckraum mit einem komplizierten Sternrippengewölbe überspannt. Qualität und Bedeutung der Kapelle, die 1794 profaniert und danach mehrfach umgebaut worden ist, blieben jedoch nach dem hohen Werturteil von Wolfgang Götz noch weitere drei Jahrzehnte unbeachtet. Die ungünstige Lage und Nutzungsschwierigkeiten des seit 1999 leerstehenden Baues waren Ursache, dass diesem jene Aufmerksamkeit und Fürsorge nicht mehr zuteilwurden, die er als einzigartiges Architekturdenkmal verdient hätte. Seit Errichtung des Verkehrsknotens der Schnellstraßen S 6 und S 36 liegt der Bau an einem *Unort par excellence*,² von der Stadt praktisch abgeschnitten und kaum mehr zugänglich (Abb. 1, 2). Als sich endlich ab 1999³ wissenschaftliche Studien mit der Kapelle zu befassen begannen, stand die Kapelle noch nicht einmal unter Denkmalschutz und zeigte bereits das Bild starker baulicher Verwahrlosung.

Unter diesem Eindruck beschloss die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege die Veröffentlichung eines Auszugs aus der Diplomarbeit von Mag. Sabine Jurak, die im Jahr 2000 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, betreut vom Unterzeichneten, approbiert worden war.⁴ Die im März 2011 in Nummer 142 unserer Zeitschrift *Steine sprechen* publizierte Arbeit⁵ enthält u. a. eine vollständige Dokumentation der bis dahin bekannten Stifterinschriften der Kapelle und schloss mit einem Aufruf unserer Gesellschaft: *Obwohl es derzeit wenig realistisch erscheint, dass die ehemalige Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur von der öffentlichen Hand oder einem Mäzen fachgemäß restauriert und museal zugänglich gemacht werden kann, was angesichts ihrer einzigartigen Grundrissform ihrem hervorragenden baukünstlerischen und kulturgeschichtlichen Denkmalwert entsprechen würde, wäre es dringend notwendig, wenigstens die historisch, epigraphisch und heraldisch bedeutenden Inschriften und Bürgerwappen vollständig freizulegen und fachgemäß zu konservieren.*⁶

Doch kurz darauf ereignete sich eine Wende, die gut als *denkmalpflegerisches Wunder* bezeichnet werden kann:

Ohne Kenntnis des Berichts und Aufrufs in *Steine sprechen* erkannte Universitätsprofessor Philipp Harnoncourt,⁷ emeritierter Ordinarius für Liturgiewissenschaft der Universität Graz, am 26. Juni 2011 bei einer Besichtigung der Kapelle im Rahmen des Symposiums *Die Trinität im Diskurs zwischen Theologie und Kunst* deren hohe Bedeutung als einzigartiges architektonisches Trinitätszeugnis, als gebautes Sinnbild der Dreifaltigkeit Gottes.

Der Inhalt einer der Stifterinschriften im Inneren der Kapelle, nämlich das Gebet des *Michel Holzapfel*, weist eindeutig auf die göttliche Dreifaltigkeit hin:

*Ain . freudenreiche . götliche . maiestat .
 ain . vater . der . schöpfung . in . weism . rat
 ain . ewiger . sun . in . klarificirter . [...]
 [...] des . h . geists . verklich [...]
 dy . allmechtikait . macht . das [...]
 ain . löbliche . urstend . die . nymer . zergat
 ob . wir . uns . hüeten . vor . myssetat*

Durch die Einleitung der Stifterinschriften „Anno DM 1495 ist angefangen die kapelle und ... volbracht im 1497 Jahr“ sind diese in die Erbauungszeit zu datieren.

Aus der Geschichte der Kapelle sind zwei verschiedene Patrozinien überliefert: 1554 erscheint sie als *Filialkirchen zu Heiligen Gaist*, so wie auch 1665: *Filialis*

ad S. Spiritus,⁸ dagegen 1674 als *Sacellum Sanctissime Trinitatis*⁹ und 1676 als *Dreifaltigkeitskirche, nun wieder Hl. Geistkirche genannt*,¹⁰ schließlich 1767: *ad filialis S. Spiritus vel Sanctissime Trinitatis*.

Professor Harnoncourt stellte fest: *Der dreieckige Bau in Bruck hat drei Portale und darüber drei gleich große Fenster. In den jeweils gegenüberliegenden Ecken befanden sich drei Altäre, die den drei Personen Gottes – dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist – geweiht waren... Das Dreieck – traditionelles Symbol für die Dreifaltigkeit Gottes – ist hier konsequent als das einzige form- und raumprägende Prinzip angewendet.*¹¹

Fragt man nach dem Motiv, warum die Brucker Bürger genau an dieser Stelle vor der Stadt am Fuß des Kalvarienbergs diese Kapelle errichten ließen, so ist daran zu denken, dass sie angeblich am Platz der von den Türken zerstörten Heiligengeistkapelle eines Pestspitals erbaut wurde. Genau an dieser Stelle hatte die türkische Invasion Halt gemacht, ohne die Stadt zu erobern, was wohl wie ein Wunder angesehen wurde. Die von der Bürgerschaft gestiftete neue Kapelle sollte hier mit ihrem baulichen Hinweis auf die Dreifaltigkeit weiterhin die mächtigste Schutzmacht des Christentums, die Heilige Dreifaltigkeit, anrufen.



Abb. 2: Lage der Kapelle im Zustand vor der Restaurierung mit Stallgebäude und Dach des 19. Jahrhunderts. Ansicht von Südwesten, [Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Heiligen-Geist-Kapelle_Bruck_an_der_Mur; http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bruck_IMG_5482.jpg]

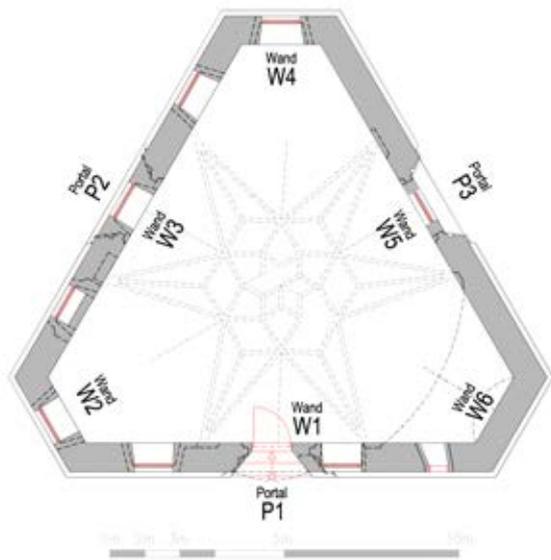


Abb. 3: Erdgeschoßgrundriss mit Einzeichnung der Gewölberippen und Benennung der Wandfelder des Innenraumes. Zustand vor Restaurierung. © Zechner Denkmal Consulting GmbH

Nach diesem Eindruck beschloss Philipp Harnoncourt gemeinsam mit seinen fünf Geschwistern¹² am 4. Oktober 2011 einen Antrag an die Stadtgemeinde Bruck an der Mur als Eigentümerin der Kapelle, an das Land Steiermark und an das Österreichische Bundesdenkmalamt auf Wiederherstellung des Baues zu richten. Dieser wurde bereits am 17. November 2011 vom Gemeinderat der Stadt Bruck an der Mur einstimmig genehmigt. Als eine erste Förderung wurde ein Betrag von 50.000 Euro beschlossen. Am 4. April 2012 erfolgte die Gründung des *Fördervereins HGK* zur Unterstützung des Restaurierungsprojekts, zu dessen Obmann Professor Harnoncourt gewählt wurde.

Der restaurierte Bau sollte aber nicht mehr neuerlich als Kapelle eingeweiht werden, sondern als ein überkonfessionelles Mahnmal stehen, das an die Verpflichtung zum Schutz der Umwelt erinnert.

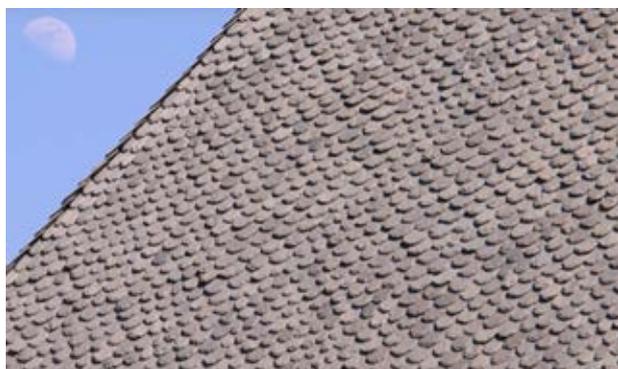


Abb. 4: Neueindeckung im Zuge der Restaurierung mit Serpentin-Steinschindeln.

[Prof. Philip Harnoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, ein Vortrag von Prof. Harnoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHyk-JokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz 30:34 (Zugriffsdatum 05.09.2021)]

Die Sanierung der Kapelle zielte darauf ab, den ursprünglichen Charakter des Gebäudes nach außen und innen wieder herzustellen. Auf der Basis wissenschaftlich durchgeführter Bauforschung wurde gemeinsam mit dem Bundesdenkmalamt ein umfassendes Sanierungskonzept erarbeitet. Nicht mehr vorhandene Elemente, wie die ursprünglichen Glasfenster oder die Türen der Portale sowie der Fußboden der Kapelle sollten eine zeitgemäße künstlerische Gestaltung erhalten. Die Sanierungskosten wurden auf rund 1,5 Millionen Euro geschätzt. Eine sparsame Sanierung wurde angestrebt. Verantwortlich für das Bauprojekt zeichnete Direktor Dipl.-Ing. Dr. Robert Pichler als Fachbereichsleiter Bau und Betriebe der Stadtgemeinde Bruck an der Mur, für die lokalhistorischen Untersuchungen Mag.^a Irmengard Kainz, Leiterin des Stadtmuseums Bruck an der Mur.

Die Arbeiten begannen im Jahr 2012 mit Vermessungen (Abb. 3) sowie statischen und bauhistorischen Untersuchungen des Gebäudes, 13 Probefreilegungen am Putz der Außenfassaden sowie der Fassungsreste an den Innenwänden der Umfassungsmauern sowie des Bodenbereichs. Dabei wurden am Ort keinerlei Spuren eines Vorgängerbaues festgestellt, da die Kapelle direkt auf felsigem Grund errichtet worden ist. Eine dendrochronologische Untersuchung der Hölzer des Dachstuhls ergaben die Datierung der ältesten Balken mit 1500/1501. Das sechsteilige nach 1840 erneuerte Dach erwies sich als viel flacher, als die ursprüngliche Dachform, deren Flächen gleichseitige Dreiecke von der Größe der Grundrissmaße waren, sodass sie einen eindrucksvollen, weithin sichtbaren Tetraeder gebildet hatte, der kleine giebelförmige Aufsätze an den Schmalseiten aufgewiesen hat.

Eine wichtige erste Restaurierungsmaßnahme war die Erneuerung des Dachstuhls, um bei den weiteren Arbeiten im Inneren der Kapelle witterungsunabhängig vorgehen zu können. Der Dachstuhl war nicht mehr im Originalzustand erhalten, sondern im Zuge der späteren Umbauten mit reduzierter Dachneigung neu errichtet worden. Beim Abbruch dieses Dachwerks wurde am Holzmaterial (Fichte, Tanne) eine dendrochronologische Datierung vorgenommen, die ein Fälldatum 1500/1501 ergab. Beim letzten Umbau des Daches waren die Balken nur zum Teil, und neu zugeschnitten, wiederverwendet worden. Nun wurde eine neue Holzdachkonstruktion mit Dachflächen in Form gleichseitiger Dreiecke hergestellt, die eine Deckung mit grauen Steinschindeln erhielt. Die Entscheidung, Steinschindeln für die Dachdeckung an Stelle der zuletzt vorhanden gewesenen Ziegeldeckung zu verwenden, erfolgte durch das Bundesdenkmalamt. Als Material für die Schindeldeckung wurde Serpentinsteine aus Osttirol gewählt und in einer Menge für 30.000 Steinschindel geliefert, ein Material, das in trockenem Zustand hellgrau, im nassen Zustand dagegen dunkelgrün erscheint (Abb. 4).

Durch die Um- und Einbauten der letzten 200 Jahre hatte der Bau seine authentische Erscheinung weitgehend

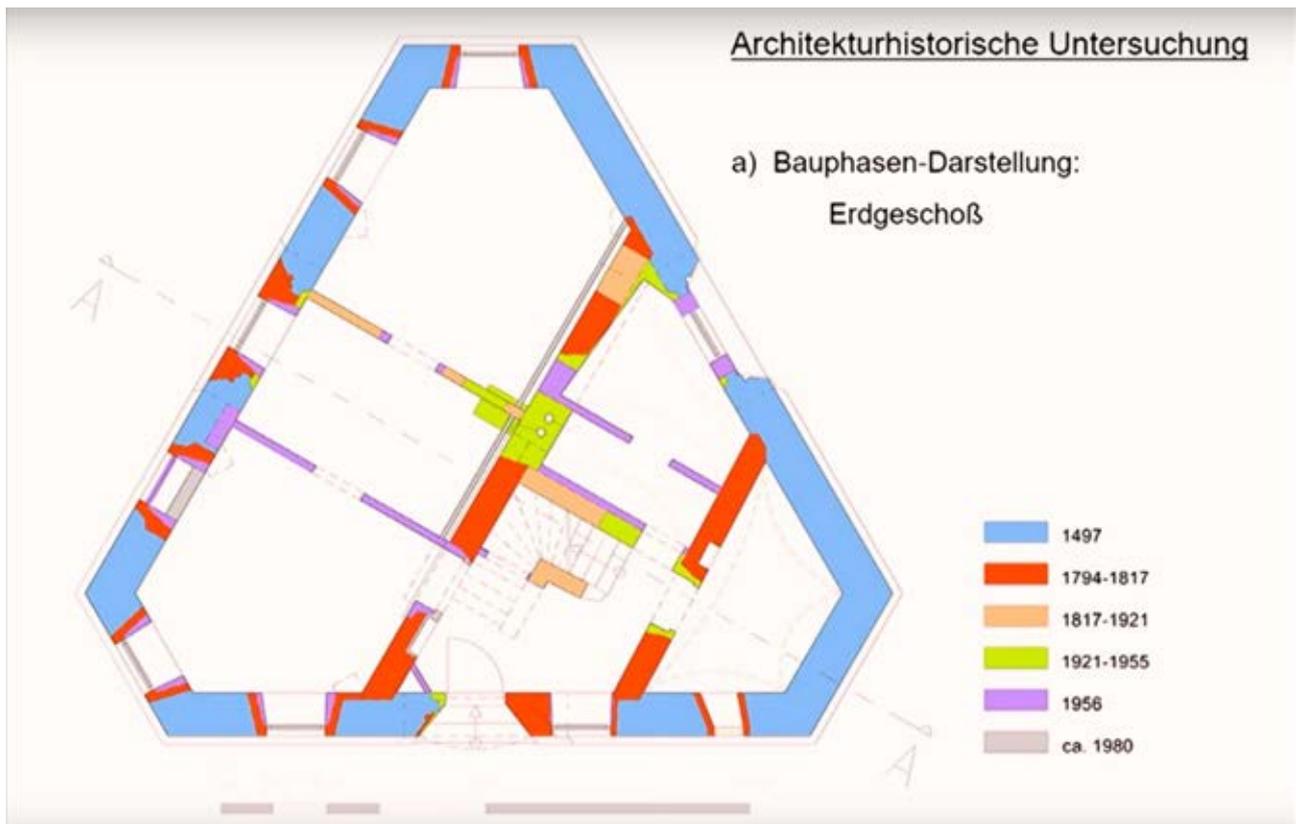


Abb. 5: Bauhistorische Untersuchung der Wandflächen und des Mauerwerks der Heiligengeistkapelle – Bauphasen – Grundriss. [Prof. Philip Harmoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, ein Vortrag von Prof. Harmoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHykJokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz (22:29) (Zugriffsdatum 05.09.2021)]



Abb. 6: Bauhistorische Untersuchung der Wandflächen und des Mauerwerks der Heiligengeistkapelle – Bauphasen – Aufriss – Schnitt. [Prof. Philip Harmoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, ein Vortrag von Prof. Harmoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHykJokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz 22:43 (Zugriffsdatum 05.09.2021)]



Abb. 7: Sternrippengewölbe vor Restaurierung [Wikipedia, File:Gewölbe der Heiligen-Geist-Kirche.jpg, 28.09.2014, URL: https://en.m.wikipedia.org/wiki/File:Gew%C3%B6lbe_der_Heiligen-Geist-Kirche.jpg (Zugriffsdatum 15.10.2021)]

im Inneren das weitgehend unversehrt gebliebene sechs-zackige Sterngewölbe (Abb. 7).

verloren. Die Vermauerung der drei großen gotischen Fenster und der Portale sowie die Herstellung kleiner Rechteckfenster der eingebauten Wohnzimmer sowie eines neuen Eingangstores hatten, so wie das neue flachere Dach mit einem gemauerten Rauchfang, den Außeneindruck des Baues radikal verändert. Im Inneren war der sakrale Charakter durch den Einbau einer gemauerten Stiege, sowie von zwei Zwischendecken und kleinen Zimmern in drei Geschossen vollkommen verloren gegangen (Abb. 5, 6). Auffällig blieben am Außenbau nur noch der dreieckige Baukörper und

Die Erforschung der Geschichte des Baues nach seiner Profanierung, erklärte die Veränderungen: Nachdem im Jahr 1783 noch Gottesdienste in der Kapelle gefeiert worden waren, wurde sie 1788 als *baufällig und unnützlich* bezeichnet. Das *Gubernium* in Graz verlangte den Abbruch des leerstehenden Gebäudes, das 1789 gesperrt wurde. Am 17.10.1794 erfolgte die Exsekrierung der Kapelle durch den Bischof von Leoben, Alexander Franz Joseph Graf von Engel, vertreten durch den Stadtpfarrer und



Abb. 8: Innenwände, Wandabschnitte W6, W1 und W2 nach Entfernung der Einbauten von 1794–1817. © Zechner Denkmal Consulting GmbH]

Dechanten von Bruck. Sofort erfolgte die Versteigerung des Baues, der für 116 Gulden vom Brucker Postmeister Ignaz Weigel erworben wurde. Dieser verwendete das Gebäude als Stall und Futterstadel für seine Postpferde. Weitere sieben Postmeister sind als Besitzer im Grundbuch eingetragen. Im Jahr 1817 erhielt Franz Oberländer die Genehmigung zum Umbau der ehemaligen Kapelle zu einer Gaststätte durch Einfügen von Zwischendecken und Errichtung von Trennwänden zur Schaffung von Gästezimmern. Die Außenmauern wurden durch nicht weniger als 19 neue Fenster durchbrochen. Bei den Brucker Bürgern blieb die Erinnerung an die ehemalige Heiligengeistkapelle durch die Benennung der Gaststätte „Beim Geist-Wirten“ noch bis ins 20. Jahrhundert erhalten. Im Jahr 1955 erwarb die Stadtgemeinde Bruck an der Mur den Bau um den Betrag von 378.000 Schilling und verwendete ihn zunächst für Wohnungen von Gemeindebediensteten. Mit dem Bau des Schnellstraßenknotens, dem die Kapelle beinahe zum Opfer gefallen wäre, ging die Wohnqualität an diesem Platz verloren, der Bau diente zuletzt als Quartier für Obdachlose und war ab 1999 leerstehend. Bauhistoriker erkannten dennoch den Denkmalwert des Bauwerks und so erfolgte 2004 die Unterschutzstellung der ehemaligen Kapelle durch das Bundesdenkmalamt.

Am Tag des Denkmals 2012, dem österreichischen Beitrag des Bundesdenkmalamts zur europäischen Initiative der *European Heritage Days* (EHD), dem 30. September 2012, konnte die Heiligengeistkapelle im Rahmen von Führungen erstmals wieder besichtigt werden. Ein Besucherstrom von 20 Autobussen wurde registriert.

Im Mai 2013 berichtete *Steine sprechen* über die Rettungsaktion der Heiligengeistkapelle als *beispielhafte Privatinitiative*.¹⁴ Einer der ersten Sanierungsschritte war im Jahr 2013 die Entkernung des Baues durch Abbrechen

der Stiegenanlage, der beiden Zwischendecken sowie sämtlicher Trennwände der nachmittelalterlichen Raumunterteilungen. Dadurch wurden die Innenwände der Außenmauern frei gelegt und an den Fehlstellen des Innenputzes konnte die Struktur des Mauerwerks bauhistorisch untersucht werden (Abb. 8, 9). Im Erdgeschoß fanden sich größere Steinblöcke in Reihen verlegt, deren Zwischenräume mit kleinteiligem Bruchsteinwerk aufgefüllt sind.

Nach der Entkernung zeigte sich der Innenraum als regelmäßig sechseckiges Prisma, das sich an drei Seiten mit Spitzbogenarkaden gegen Apsiden mit trapezförmigem Grundriss abgrenzt. Während der Mittelraum von einem kuppeligen Ziegelgewölbe mit sechs zentralsymmetrischen Stichkappen überspannt ist, werden die Apsiden von nach außen hin konisch zusammenlaufenden Spitztonnen überwölbt. Die Apsidenbogen sind mit Birnstabprofilen begrenzt, die aus Formziegeln bestehen. Weiters wurde festgestellt, dass das Gewölbe freitragend errichtet wurde und die aufgesetzten Profile der konzentrischen Rippensterne nur dekorative Funktion haben.

Auf Initiative des Obmanns des *Fördervereins HGK* Professor Harnoncourt veranstaltete die Stadtgemeinde Bruck an der Mur einen geladenen Architektenwettbewerb zur Instandsetzung und Restaurierung der Heiligengeistkapelle. Im November 2013 wurden sechs Planungsbüros zur Teilnahme eingeladen. Im Februar 2014 entschied sich die Jury, der auch der Unterzeichnete (Mario Schwarz) angehörte, für die Annahme des Entwurfs des *Architekturbüros Stingl-Enge* aus Trofaiach. Wie der Jurysprecher Albert Ortis erklärte, wurde *bei diesem Projekt der Schnitt zwischen alt und neu ... sehr scharf gezogen*¹⁵ wobei den Doktrinen der verbindlichen *Charta von Venedig* für die Denkmalpflege, die eine klare



Abb. 9: Innenwände, Wandabschnitte W2, W3 und W4 nach Entfernung der Einbauten von 1794-1817. © Zechner Denkmal Consulting GmbH]]

Trennung von Originalbestand und Ergänzungen verlangt, streng Rechnung getragen wurde. Das Siegerprojekt sah für die Herstellung eines Bodens für den Innenraum eine Schalenform aus Holz vor, deren erhöhter Rand als Sitzbank dienen soll. Bei der Gestaltung wurde auf die meditative Wirkung des den Innenraum überspannenden Sternrippengewölbes Bedacht genommen. An der Bausubstanz waren spätere Veränderungen, wie die Fenster aus der Zeit, als die profanierte Kapelle als Gasthaus verwendet wurde, rückzubauen und originale mittelalterliche Bauteile zu konservieren. Zu restaurieren waren außerdem die historischen Inschriften und Wappenmalereien der Stifter der Kapelle. Der Siegerentwurf des Wettbewerbs sprach den Verzicht auf die Rekonstruktion von Fenstermaßwerk aus und entwarf stattdessen eine gegenwartsbezogene Verglasung der gotischen Fenster- und Portalöffnungen.

Am 20. Februar 2014 hielt Professor Harnoncourt im Rahmen der Veranstaltungen der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege im *Ranfil-Saal* des Wiener Künstlerhauses einen Vortrag über das Restaurierungsprojekt der Heiligengeistkapelle und dessen neueste Fortschritte.

Im März 2014 unternahm Erwin Reidinger eine archäo-astronomische Untersuchung der Heiligengeistkapelle.¹⁶ Ziel seiner Bauanalyse war die Nachvollziehung der Planung, die in dem Gebäude umgesetzt wurde. Dabei ging es um die Frage, ob eine der drei Symmetrieachsen im Grundriss des dreieckigen Gebäudes nach der aufgehenden Sonne orientiert worden war. Die Orientierung von christlichen Heiligtümern nach der aufgehenden Sonne als Metapher für Christus, war bis zum Tridentinischen Konzil der römisch-katholischen Kirche (1545–1563) verbindlich. Die Kapelle wurde in der inschriftlich überlieferten Zeit von 1495–1497 noch im maßgeblichen

Zeitraum errichtet, sodass ein Orientierungsdatum vorliegen kann.

Die dreieckige Kapelle könnte beliebig in den Raum gestellt worden sein, wäre dann aber wegen einer fehlenden Verknüpfung mit der kosmischen Ordnung mit einem erheblichen *himmlischen Verlust* behaftet gewesen.¹⁷ Bezugspunkt mit dem Kosmos ist die aufgehende Sonne, nach der die Orientierung der Hauptachse eines Baues an einem bestimmten Tag – dem *Orientierungstag* – festgelegt wird. Bevorzugte Orientierungstage für Neubauten von Kirchen waren im Mittelalter Heiligtage, kirchliche Festtage oder Sonntage. Die nach Südosten verlaufende Gebäudeachse vom Mittelpunkt des Portals P1 zur Mitte der gegenüberliegenden Schmalseitenwand W4 schneidet die Sonnenbahn am 12. Februar 1494, der als *Aschermittwoch* im Mittelalter als hoher kirchlicher Feiertag galt. Als Orientierungstag für die Ausrichtung des Altars in der Südostapsis ermittelte Reidinger den 16. Februar 1494, der in diesem Jahr der erste Fastensonntag des Kirchenjahres war.

Dass außer der Geometrie der Grundrissmauern auch die Rippenfiguration des Sternengewölbes in diese kosmischen Bezüge eingebunden ist, beweist der zentralsymmetrische mittlere Rippenstern, der mit zwei seiner Spitzen die Orientierungsachse anzeigt.

Im Jahr 2015 erfolgte die Restaurierung der Fassaden. Vor der Restaurierung hatten die Wandflächen der Fassade einen rauen, grauen Putzanstrich. Die Baukanten und das zweifach profilierte Traufgesims waren wie die Fenster- und Nischenöffnungen durch mehr oder weniger verschmutzte, mitunter auch schon abgebröckelte, weiße Putzstreifen hervorgehoben. Der Sockel des Baues war teilweise mit einer grauen Putzschicht versehen, deren unregelmäßige Rillenzzeichnung eine Steinsetzung imitierte.



Abb. 10: Ansicht von Südwesten mit teilweise erhaltenem Maßwerkfenster und Schulterbogenportal vor Restaurierung der Fassaden.
© Zechner Denkmal Consulting GmbH



Abb. 11: Ansicht von Südosten vor Restaurierung der Fassaden.
© Zechner Denkmal Consulting GmbH

An den Baukanten der westlichen Mauerflucht und im Gewändebereich der Portal- Fensteranlage war die dicke Putzverkleidung bis auf den Ortstein entfernt.¹⁸ An den Gebäudeecken waren die Sandsteinquader ursprünglich, anscheinend absichtlich, unverputzt belassen worden.

Der Verputz, der stark dick aufgetragen war und unvorteilhaft wirkte, sollte einem sehr dünnen, reinen und einschichtigen Kalkmörtelputz weichen. Die neue Putzschichten sollten sich dem unebenen Mauerwerk anpassen und die alte Struktur wieder beleben. Es wurde versucht, das ursprüngliche Erscheinungsbild der Wandflächen zu restaurieren, indem eine neue Schicht aus weißem und ockerfarbenem Putz aufgetragen wurde, wie sie auf der ersten, ältesten Putzschicht in der Kapelle gefunden wurde.¹⁹

Ursprünglich besaß der sechseckige Zentralraum der Kapelle drei gleichartige Spitzbogenfenster (W1, W3, W5). Von den drei gotischen Fenstern der Kapelle war vor der Restaurierung nur mehr ein ummauertes Maßwerkfenster an der Südwand (W1) in Resten erhalten. Die zwei anderen Fenster, die ein identisches Erscheinungsbild haben sollten, waren zugemauert und nur durch ihre Konturen (W3, W5) noch erkennbar. Wie Zeichnungen des Bauwerks aus den Jahren 1865²⁰ und 1882²¹ zeigen, waren die



Abb. 12: Ansicht von Nordwesten vor Restaurierung der Fassaden.
© Zechner Denkmal Consulting GmbH



Abb. 13: Detail des Schulterbogenportals an der Nordostseite nach Freilegung, vor Restaurierung. [Prof. Philip Harmoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, ein Vortrag von Prof. Harmoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHykJokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz (31:07) (Zugriffsdatum 05.09.2021)

Fenster im Couronnement mit dreibahnigem Maßwerk aus drei übereinander gestaffelten Dreipässen über drei genasten Spitzbögen von gleicher Höhe ausgestattet. Diese Fenstermaßwerke wurden bei Umbauten von 1921 bis auf einen geringen Rest in nicht mehr ursprünglichen Formen am Südfenster zerstört. Sieht man die Darstellung der Fenster in Zeichnungen der Kapelle von 1865 und 1882 als authentisch an, so fällt die dreifache Wiederholung von Motiven im dargestellten Maßwerk auf, nämlich drei Dreipässe über drei Fensterbahnen in Dreiecksform übereinander stehend gruppiert. Dem könnte ein weiterer Anspruch der Symbolik der Dreifaltigkeit zu Grunde gelegen sein.

Die gotischen Spitzbogenfenster an den Fassadenabschnitten W1, W3 und W5 waren mit jedem der Eingangsportale – P1, P2 und P3 – jeweils zu einer *Portalfenstergruppe* vereinigt, bei welcher die Profile der Laibung des Fensters in die Seitenflanken des Portalgewändes weitergeführt und bis zum Gebäudesockel fortgesetzt sind. Vor der Restaurierung der Kapelle war diese Form noch am besten sichtbar erhalten an Wand W1/Portal P1 (Abb. 10). Von den beiden anderen Portalen waren von außen nur die Konturen der umfassenden Spitzbogen der Portalfenstergruppen sichtbar (Abb. 11, 12). Bei der Freilegung der Gewände wurde festgestellt, dass alle drei Portalgruppen gleich gestaltet waren. Das Nordostportal P2 war komplett zugemauert, nach Entfernung der Vermauerung erwiesen sich hier die Gewändesteine am besten erhalten (Abb. 13). Notwendige Ergänzungen wurden mit Kunststein unter Verwendung von Steinmehl aus dem gleichen Material wie die Werksteine hergestellt (Abb. 14, 15). Auch am Südportal P3 mussten nach Freilegung nur wenige Teile ergänzt werden. Die Restaurierung des Nordwestportals P1 erwies sich dagegen wesentlich schwieriger. Diese Portalanlage war durch spätere Durchbrüche stark zerstört (Abb. 1). Hier mussten Schablonen nach



Abb. 14: Die Portalfenstergruppe an der Nordostseite (Portal P2, Wand W3) nach der Restaurierung [Zottmann GmbH, Heilig-Geist-Kapelle Bruck an der Mur, Bild 15, URL: <https://www.zottmann.at/tag/bruck-an-der-mur/> (Zugriffsdatum 08.10.2021)]



Abb. 15: Schulterbogenportal (P2) an der Nordostseite nach der Restaurierung [Hasso Hohmann, Rettung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, Jun 2019. URL: https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Essays/%C3%96sterreichische_Geschichten/Heiligen-Geist-Kapelle_Bruck (Zugriffsdatum 27.10.2021)]



Abb. 16: Pfarrkirche Eferding, Portalfenstergruppe des Südtors.
© Walther Buchowiecki, Die gotischen Kirchen Österreichs, Wien 1952, Abb. 114

den Profilen der Gewändesteine von den anderen beiden Portalen hergestellt werden, und die Werksteine für die Erneuerung wurden in Steinmetzarbeit gefertigt.²²

Für die Gestaltungsform der Portalfenstergruppe sind aus dem 15. Jahrhundert mindestens zwei prominente Beispiele zu nennen. Das Südportal der 1468–1471 erbauten Stadtpfarrkirche in Eferding (Oberösterreich) ist das Werk des Passauer Baumeisters *Jorig Windisch*, der die Passauer Dombauhütte auch am Regensburger Hüttentag vertreten hat;²³ es zeigt das Motiv der Portalfenstergruppe sogar zu einer Zwillingsform verdoppelt (Abb. 16): Zwei unmittelbar nebeneinanderliegende kielbogige Maßwerkfenster sind durch ihre herabgeführten Gewändeprofile mit darunter befindlichen Schulterbogenportalen vereinigt.

Auch am Wiener Stephansdom wurde das Motiv der Portalfenstergruppe an den beiden *Fürstentoren*, dem *Bischofstor* am nordwestlichsten Seitenschiffjoch und dem *Singertor* am südwestlichsten Seitenschiffjoch, ausgeführt. Dabei wurden die zwischen 1359 und 1365 geschaffenen Portale bei der weiteren Höherführung der Langhausmauern mit den darüber liegenden Maßwerkfenstern zu Portalfenstergruppen verbunden. Ein in der Plansammlung mittelalterlicher Baurisse im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste in Wien verwahrter Aufriss Nr. 16.840 zeigt die Portalfenstergruppe

des *Singertores* (Abb. 17) mit dem darüber errichteten *Friedrichsgiebel*; der Planriss wird um 1470 datiert und von Johann Josef Böker dem Wiener Dombaumeister *Laurenz Spinning* zugeschrieben.²⁴ Diese Beispiele zeigen, dass das Motiv der Portalfenstergruppe im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts an den bedeutendsten Bauhöfen im Donauraum, Passau und Wien, bekannt und in Übung war.

Die Form der Tore als *Schulterbogenportale* ist im 15. Jahrhundert in Österreich zahlreich nachzuweisen. Sie leitet sich schon aus vorgotischer Zeit von Portalen mit rechteckiger Toröffnung und von paarweisen seitlichen Konsolen unterstützten Sturzbalken ab. Die Portale der Heiligengeistkapelle besitzen Stabwerkgewände. Dabei bildet der äußere gratige Stab den Rechteckrahmen des Portals, von ihm zweigt in Höhe des Schulterbogens ein viertelkreisförmiger Ast ab, der einen kurzen Hängestab durchkreuzt. Diesem sind abschließend kleine Wappenschilder unterlegt. Der tiefer im Gewände verlaufende innere Rundstab wiederholt in kleinerem Umfang den Verlauf des äußeren Stabes, seine Endungen weisen rechtwinkelige Durchstäbungen auf.

Ein für die Baugeschichte wichtiges Detail ist am südseitigen Portal (P 3) gefunden worden. In der rechten oberen Ecke des Schulterbogenportals an der Außenfassade hat sich ein Steinmetzzeichen erhalten (Abb. 18). Es wurde an einer deutlich sichtbaren Stelle eingemeißelt, wohl um immer leicht auffindbar zu bleiben. Die Grundform des Steinmetzzeichens ist ein Kreuz, von dessen Querbalken links im rechten Winkel ein Balken nach unten abbiegt. Das Haupt des Kreuzes ist durch V-förmige Balken bekrönt. Vom Mittelpunkt des Kreuzes zweigt im linken Winkel ein Balken diagonal nach oben ab.

Die Entwicklung des Stabwerkportals setzte um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein und erstreckte sich bis ins zweite Drittel des 16. Jahrhunderts. Die große Verbreitung dieses Portaltyps und seines Variationsreichtums zeigen nicht nur Beispiele aus der Umgebung von Bruck an der Mur, das Turmportal der Pfarrkirche in Rottenmann (um 1520), das Portal zur Empore der Pfarrkirche in St. Erhard in der Breitenau (um 1510) oder das Südtor der Pfarrkirche in Aflenz (um 1520) in der Steiermark, so wie auch das Westportal der Pfarrkirche in Sippbachzell (um 1500) und das Südportal der Pfarrkirche St. Georgen im Attergau in Oberösterreich oder das Südportal der Pfarrkirche in Mautern in Niederösterreich (inschriftlich datiert: 1520). Die zahlreichen Vergleichsmöglichkeiten bestätigen jedenfalls eine Datierung der Portale der Heiligengeistkapelle um die inschriftlich überlieferte Bauzeit von 1495 bis 1497.

Im Jahr 2016 galten nach Fertigstellung der Außenrenovierung (Titelbild, Abb. 14, 19) die Restaurierungsarbeiten dem Inneren der Kapelle. Die Umbauten der letzten 200 Jahre hatten an den Innenwänden zahlreiche Ausbrüche, und Fehlstellen hinterlassen, die nun mit Bruchsteinmaterial vermauert werden mussten. Der beim Umbau von

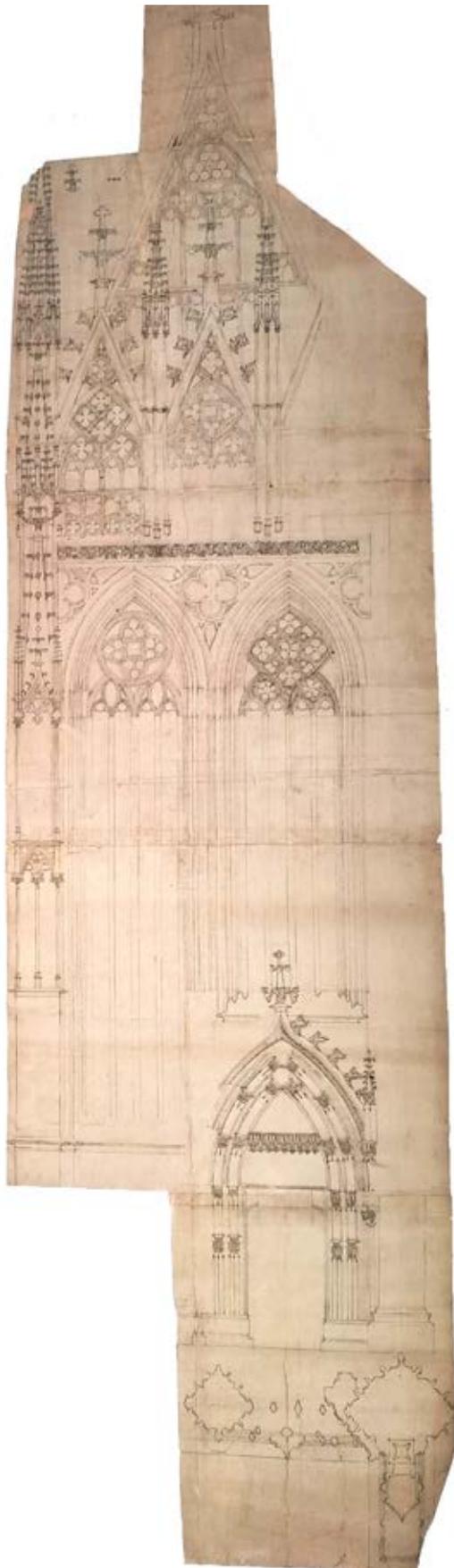


Abb. 17: Planiss Wien, St.Stephan, Aufrissdarstellung der Portalfenstergruppe des Singertores am Südwestjoch des Langhauses. © [Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Planisse, Nr. 16.840. Johann Josef Böker, Architektur der Gotik / Gothic Architecture. Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen der Akademie der bildenden Künste in Wien, Salzburg-München 2005, 124]



Abb. 18: Steinmetzzeichen am Gewände des Südportals © [Prof. Philip Harnoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur, ein Vortrag von Prof. Harnoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHykJokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz (23:40) (Zugriffsdatum 05.09.2021

1921 errichtete Rauchfang wurde ebenso wie andere Rohrleitungen und Installationen, die den Gesamteindruck des Innenraumes störten, entfernt. Bei den Umbauten des 19. Jahrhunderts waren die Spitztonnengewölbe in zwei der drei Apsiden (W2 und W4) abgebrochen und durch Hochmauerung der Wände über trapezförmigem Grundriss mit seitlichen Fensterdurchbrüchen ersetzt worden (Abb. 9). Nur in einer Ecknische (W6) war die ursprüngliche Spitztonnengewölbung noch erhalten (Abb. 3). Nach ihrem Vorbild wurden die Apsiden W2 und W4 mit angefertigten Formziegeln über Lehrgerüsten wieder neu eingewölbt (Abb. 20). Sämtliche seit dem 19. Jahrhundert hergestellte Fensteröffnungen an den Seitenwänden der Apsiden wurden zugemauert. Beim Abtragen der Zwischendecken wurde eine große Anzahl von Formziegeln von den Gewänden der Apsisbögen gefunden. Diese wurden, ergänzt durch nach ihrem Muster neu angefertigte Formziegel, zur Wiederherstellung der Apsisarkaden verwendet.²⁵ Unter den Funden befand sich auch eine profilierte Basis von einem der Apsisbögen.

Im Inneren der Kapelle waren die Wände mit Putzschichten aus verschiedener Entstehungszeit bedeckt. Durch den Einbau von zwei Obergeschossen und deren Abriss waren nur noch wenige ursprüngliche Putzfragmente erhalten. So konnte etwa der ockerfarbene Putz nur im Dachgeschoss und am Gewölbe gesichert werden. Im zweiten Obergeschoss war an Wänden und Gewölben der gotische originale Putz samt Fassung unter einem alten Kalkanstrich fast zur Gänze erhalten geblieben. Die Wand- und Wölbflächen waren, wie die Profile der Arkaden und der Fenstergewände, ockerfarben gefasst und kontrastieren damit zu den hellgrau gefassten Gewölberippen. An den Rippen zeigten sich ebenso wie an den Arkadenprofilen schwarze Fugenstriche. Die Spitzbögen der Arkaden und Fenstergewände wiesen schwarze Begleitlinien auf. Ebenso zeigten die Fenstergewände



Abb. 19: Fassade nach Fertigstellung © [Zottmann GmbH, Heiligen Geist Kapelle Bruck an der Mur, Bild 12 (<https://www.zottmann.at/tag/bruck-an-der-mur/>) (Zugriffsdatum 08.10.2021)].



Abb. 20: Wiederaufbau der fehlenden Ziegelbögen © [Zottmann GmbH, Heiligen Geist Kapelle Bruck an der Mur, Bild 5, URL: <https://www.zottmann.at/tag/bruck-an-der-mur/>] (Zugriffsdatum 08.10.2021)].



Abb. 21: Wiederaufbau der fehlenden Ziegelbögen © [Zottmann GmbH, Heiligen Geist Kapelle Bruck an der Mur, Bild 4, URL: <https://www.zottmann.at/tag/bruck-an-der-mur/>] (Zugriffsdatum 08.10.2021)].

schwarze Fugenstriche, die wohl eine Steinsetzung imitieren sollen.²⁶

Der gestalterische Höhepunkt der Heiliggeistkapelle ist das spätgotische Sternrippengewölbe mit einer äußerst reichen Variante einer sechszackigen Sternkonfiguration. Konstruktiv ist das Brucker Gewölbe eine selbst tragende kuppelige Überwölbung aus Backstein, wobei die Sternspitzen weder auf Wandpfeilern noch auf Diensten oder Konsolen, also auf keinen tragenden Elementen aufrufen, sondern kapitell- und kämpferlos in die senkrechten Wandflächen münden. Die Gewölberippen aus Formziegeln im Profil von Birnstäben (Abb. 21) besitzen bei diesem Gewölbe keine tragende Funktion, sondern dienen nur zur optischen Bereicherung.

In die sphärische Mitte der Wölbung schneiden sechs Gaupen tief ein, von deren Basisöffnungen drei (W2, W4, W6) als Scheidbogen der Apsisarkaden fungieren, während die abwechselnden drei als Schildbogen inmitten der Wandfelder W1, W3, W5) verlaufen (Abb. 22). Die Gaupen sondern Wölbflächen in der Form von Deltoiden aus, die zur Mitte streben. Zur Raummitte bilden die Zwischenräume der Rauten einen weiteren sechsstrahligen Rippenstern, der gegenüber dem äußeren um 60° verschwenkt liegt. In dieser Stellung weisen zwei Spitzen des Sternes genau in die Aufgangsrichtung der Sonne am Orientierungstag (14. Februar 1494) und zeigen die Achse und Wegrichtung vom nordwestlichen Eingangsportal P1 zur Apsis W4 an. Auch diesem mittleren Rippenstern ist noch ein weiterer sechsstrahliger Stern eingeschrieben, der gegenüber dem mittleren wieder um 60° verschwenkt ist und damit die gleiche Stellung verkleinert wiederholt, die der äußere Stern einnimmt (Abb. 23).

Sechszackige Rautensterngewölbe hat Franz Dambeck in Bayern namhaft gemacht.²⁷ Ein Rautensterngewölbe mit gleicher Ausbildung der Deltoide wie in Bruck findet sich am Chor des Grazer Domes, an welchem Meister *Hans Niesenberger* von 1438 bis 1450 Bauleiter war,²⁸ Dort umgibt ein partielles Oktagon einen achteckigen



Abb. 22: Sternrippengewölbe nach der Restaurierung © [Gerd Neuhold, Eröffnung Heilig-Geist-Kapelle, in: Katholische Kirche Steiermark, Bruck/Mur, 7. Juni 2020. URL: <https://www.katholische-kirche-steiermark.at/portal/home/fotos/gallery/2291.html>] (Zugriffsdatum 08.10.2021)].



Abb. 23: Sternrippengewölbe vor der Restaurierung © E.mil.mil, CC BY-SA 3.0 AT , via Wikimedia Commons, https://de.wikipedia.org/wiki/Heiligen-Geist-Kapelle_Bruck_an_der_Mur#/media/Datei:Bruck_L1400826.jpg

Rautenstern, ähnlich wie in der 1523 geweihten Pfarrkirche hl. Bartholomäus in Landl (Steiermark). In zwei anderen spätgotischen Zentralräumen, den Karnern in Aflenz und in Mariazell, trifft man ebenfalls auf Sternrippengewölbe, die jedoch wesentlich einfacher als in Bruck, aus Parallelrippenbahnen konstruiert sind.

Aus den architekturhistorischen Stilvergleichen bestätigt sich die Beurteilung der Brucker Heiligengeistkapelle durch Wolfgang Götz von 1968 als *eines genialen Wurfes eines bedeutenden Architekten*. Obwohl wir diesen namentlich nicht kennen und wir auch nicht wissen, ob er es war, der uns das Steinmetzzeichen am Südportal hinterlassen hat, so ist er nicht nur der Schöpfer eines in seiner Dreiecksform des Grundrisses und seiner mehrfachen Trinitätssymbolik einzigartigen Zentralbaues. Entscheidende, aktuelle Motive, wie die Portalfenstergruppe, die Schulterbogenportale und die Sternrippenfiguration des Gewölbes finden sich gleichermaßen im Formenschatz der führenden Dombaumeister des 15. Jahrhunderts im Donaauraum, wie Jorig Windisch von Passau, Laurenz Spinning am Wiener Stephansdom und Hans Niesenberger von Graz, die unter den 19 Steinmetzmeistern und 23 Steinmetzgesellen waren, welche 1459 auf dem Regensburger Hüttentag die allgemeine Bruderschaftsordnung der Steinmetze aufstellten.²⁹

Die im 15. Jahrhundert an den Bauhütten symptomatische Auswechselbarkeit von Bautypen der Kleinarchitektur, wie Baldachin, Brunnenhaus, Dachreiter oder Turmfiale sowie die leidenschaftliche Liebe zur Geometrie der Grundrisskonzeption zeigt das *Konstruktionsverfahren „über Ort“, also das Drehen und Verschneiden verschiedener Polygone mit gemeinsamem Mittelpunkt*,³⁰ wie es am Sternrippengewölbe in Bruck ablesbar ist. In diesen Zusammenhang gehört ein nicht identifizierter Grundriss für einen rippengewölbten Baldachin in der Sammlung des Kupferstichkabinetts der Akademie der bildenden Künste in Wien, Inv.Nr. 16.92, der ins spätere 15. Jahrhundert zu datieren ist.³¹

An der Heiligengeistkapelle in Bruck an der Mur erwies sich bei der Bauuntersuchung von der Restaurierung das Gewölbe des Mittelraumes auf Grund der erschwerten Zugänglichkeit des Gebäudeteils nach den Einbauten von 1794–1817 verhältnismäßig gut erhalten. Aus diesem Grund mussten hier nur einige Farbschichten abgedeckt werden. Die graue Schlammung mit schwarz-weißer Trennlinie war vollständig vorhanden und wurde während der Restaurierung nur leicht aufgefrischt.

Die Rippen aus Formziegeln im Gewölbe sind mit einer grauen Kalkschlämme (Holzkohlengrau) gefasst, die

Fugenstriche sind unten schwarz und oben weiß ausgeführt. In den Ecken zwischen den Rippen und Gewölbfeldern verläuft eine schwarze Linierung. Die Schildbogen im oberen Teil der Seitenwände sind in der gleichen grauen Kalkfarbe der Rippen mit Fugenstrichen, oben weiß und unten, gefasst.

Die Architekturgliederung der Fenster und der Bogen ist in Ocker gefasst und mit Fugenstrichen versehen. Die Fugenstriche sind weiß mit einer schwarzen Linie in der Mitte. Im ersten Obergeschoss verläuft im Bereich der Türüberlage eine doppelte gelbe Fasche, die obere als Teil der Fensterumrahmung, die untere als Teil der Umrahmung der Türen. Bei der Restaurierung erhielten die übrigen Teile der Wände weißen Putzanstrich mit Ausnahme jener Zonen, in denen Inschriften und Graffiti gefunden wurden.³²

2017 erfolgte die Restaurierung der Wandmalereien und Inschriften. Dabei konnten die Lesungen der Inschriften der bereits bekannten fünf Hauptstifter der Kapelle verbessert und vervollständigt werden.³³

Sie lauten:

M. L.

Anno [zwei Abbr. : *Domini* oder *Jesu Christi* ?] . 1495 [6?]. Ist angefangen . die kapelln . und . mit . gwelb Volbracht . im . 1497 . jar.

(Wappen: In der Mitte des Schildes befindet sich ein gelber Topf, der sich von unten nach oben ausbreitet mit drei schwarzen Ringen in der Mitte).

Lienhart Schierling:

Min . guten . rat . ich . dir . geben . will
wildv . beh [alten den] . fryden . vil
hab . got . lieb . vor . allen . dingen
sein . gepot . ssoltv . vollbringen
wildu . haben . die . ewig . rve
red . deinen . nagstn . nicht . vbl . zve
bedenk . dein . sterbn . und . das . ent
[so] wirst v ... himel . erkent

(Wappen: Im Schild unter schwarzem Schildhaupt in Gelb schwarzer Mauergiebel. Über dem Schild yhs, das h endet oben in einem Kreuz (=YHS, griech. Buchstaben für griechisch JES[US]).

Michel Holzapfel

Ain . freüdenreiche . götliche . maiestat .
ain . vater . der . schöpfung . in . weism . rat
ain . ewiger . sun . in . klarificirter . [...]
[...] des . h . geists . verklich [...]
dy . allmechtikait . macht . das [...]
ain . löbliche . urstend . die . nymer . zergat
ob . wir . uns . hüeten . vor . mysetat

(Wappen: ist schwarz-weiß gezeichnet: Schild schräg nach links geteilt, auf der Trennlinie drei Äpfel übereinander, die Stiele nach unten zeigend).

Albrecht Dyem:

Bruder Klaus sagt von funf gaben
dy [...] all heilling in den himln haben
[...] das keiner vier begert
die a[...] gab ist gross reychdum wert
sch[...] das ain yeder so volkumen freyd hat
als were er allain pey got in der maiestat
in der [dritten] gab er nicht anders erkenen kan
[.....] und aller himel kan
die vierde [gab] ist so wunder gut
als pryn [.....]er klar in gotes glüt
darumb wolt er es nicht habn allain
also goss [.....] freyd in der gemain
die fun[nfte gab] wonet in auch pey
das [.....] begert zewexln in chainerley
1497

(Wappen: Auf dem Schild Dreieck. Der Schild ist auf zwei gleich große Seiten in Schwarz und Weiß geteilt, im Inneren des Schildes befindet sich eine Rose aus acht Blütenblättern mit gelben Stempeln).

Pangraz Kornmez

Welt ir sein pey got an ewigs ennt
emphat of das heylig sacrament
Wen ewr sel hat kain anders kleid
verlasst das es wirt euch [..]ait
ir emphcht gotes pild un sein gestalt,
ewr sel gewinet diesen gevalt
das sy snel auf zukht irn leib
das merkheth ebn ir man und weib

(Wappen: Auf dem Schild Dreieck. Der Schild ist in Schwarz und Weiß in zwei gleiche Teile geteilt, in denen sich der Mond befindet, dessen Enden nach oben gerichtet sind).

Bei den Freilegungen wurden die Wappen und Namen von weiteren Stiftern gefunden (Abb. 24–29). Die genannten Personen sind:

Lienhart Muer[er] (Wappen: in Schwarz mit drei gelben Spitzen nach links),

Gothart Pögl (Wappen: in Schwarz mit einer gelben Blätterkrone),

Jörig Kozpegk [Kazpegk?] (Wappen: nur Schild, Figur nicht zu erkennen),

Jacob Pramer (Wappen: ein schwarzer Zweig mit drei Stielen auf einem weißen Hintergrundschild mit drei Blättern und drei Beeren),

Mert Raspacher (Wappen: ein gelber Hirsch mit schwarzem Geweih, der vor einem weißen Schildhintergrund nach rechts springt),

Lorentz Scherzer (Wappen: ein schwarzer Skorpion auf einem weißen Schildhintergrund),

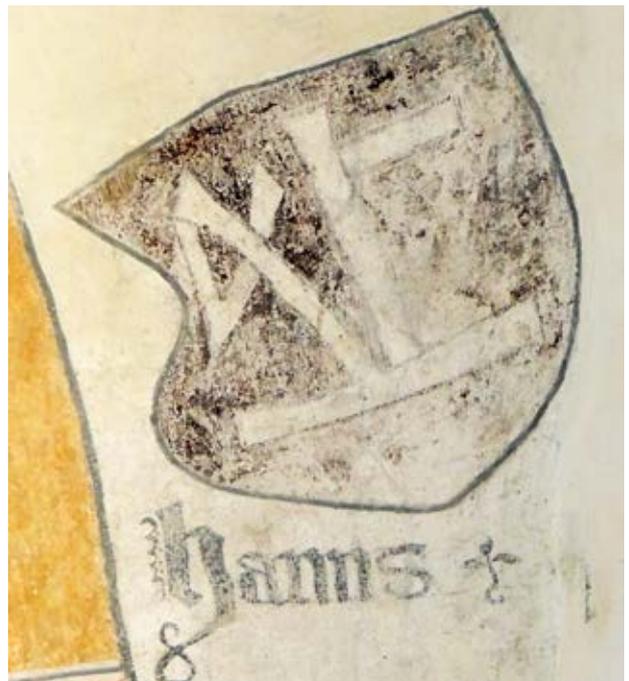
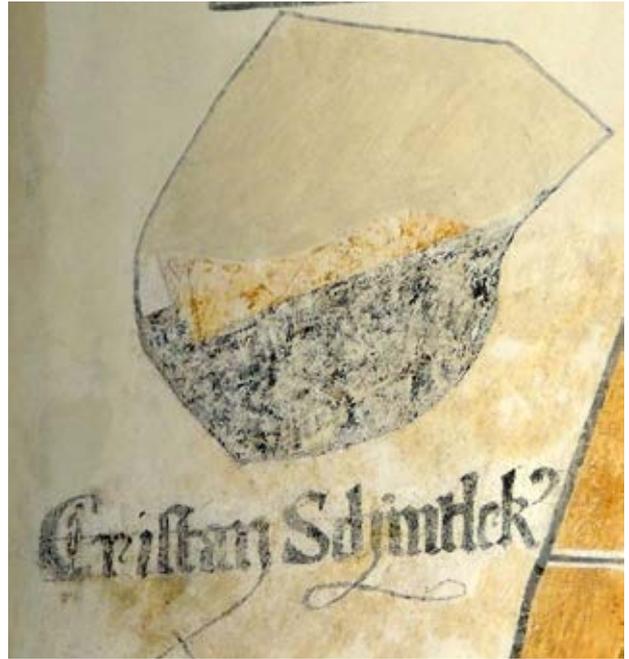


Abb. 24–26: Wappen und Inschrift: Lienhart Muer[er], Jacob Pramer, Mert Raspacher © [Werner Gobiet, Hl. Geist-Kapelle, In: Austria-Fo-
rum, 21.04.2018. URL: https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Sakralbauten/Steiermark/Bruck_ad_Mur_Hl_Geist-Kapelle
(Zugriffsdatum 09.10.2021)].

Abb. 27–29: Wappen und Inschrift: Christian Schyntlek[er], Thoman Puechmard[er], Hanns ... © [Werner Gobiet, Hl. Geist-Kapelle, In:
Austria-Forum, 21.04.2018. URL: https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Sakralbauten/Steiermark/Bruck_ad_Mur_Hl_Geist-Kapelle
(Zugriffsdatum 09.10.2021)].

Wegen der *Tartschschilde*, einer um 1530 gebräuchlichen Schildform (Abb. 27–29), werden die Inschriften der letzten Gruppe von Förderern des vermutlich erst um diese Zeit vollständig fertiggestellten Gebäudes in diese Zeit datiert. Die Personen sind unbekannt.

Christian Schyntlek[er] (Wappen: der Schild ist schräg nach links geteilt, unten schwarz und zeigt darüber eine unbekannte gelbe Figur).

Th[oman] Puechmard[er] (Wappen: auf dem grünen Boden des Schildes befindet sich ein gelber Baum mit grünen Blättern, auf dem ein gelber Löwe klettert).

[Loren]z Syem. (Wappen: im oberen Teil des schwarzen Schildes befindet sich eine gelbe gestürzte Spitze),

Hanns...

(Wappen: im schwarzen Schild erscheint eine ungewöhnliche Form, die ein Steinmetzzeichen darstellen könnte).

Neben diesen in Wandmalerei ausgeführten Wappen und Inschriften wurden außerdem zwei *Rötel-Graffiti* freigelegt (Abb. 30). Das Graffiti an der Ostwand lautet:

Anno DM 1495 ist angefangen die kapelle und ... volbracht im 1497 Jahr

An der Nordwand im Erdgeschoss noch ein weiteres rötlicher Graffiti:

Om [...] IS nomen

Divini A [...]

Aura Figura [...] ³⁴

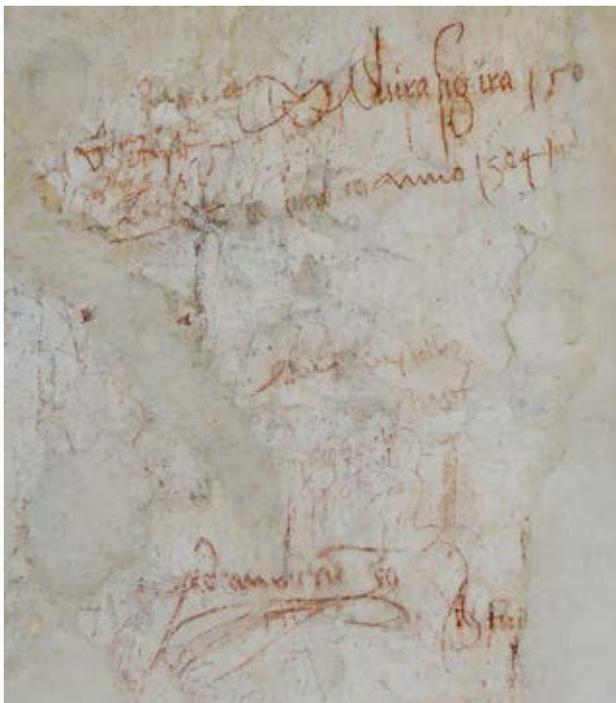


Abb. 30: Inschrift (Rötel-Graffiti) – „Anno DM 1495 ist angefangen die kapelle und ... volbracht im 1497 Jahr“ © [Werner Gobiet, HI. Geist-Kapelle, In: Austria-Forum, 21.04.2018. URL: https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Sakralbauten/Steiermark/Bruck_ad_Mur_HI_Geist-Kapelle (Zugriffsdatum 09.10.2021)].

Am *Österreichischen Denkmaltag*, dem 27. September 2017 wurde für die Heiligengeistkapelle ein *Tag der offenen Tür* veranstaltet, zu dem mehr als vierhundert Besucher erschienen, die den bereits weitgehend in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellten Innenraum bewundern konnten. Ehrengäste waren die Präsidentin des Österreichischen Bundesdenkmalamtes Dr. Barbara Neubauer und die steirische Landesrätin Ursula Lackner.

Da an den Gewänden der Spitzbogenfenster der Kapelle keine Spuren über die Beschaffenheit der ursprünglichen Maßwerke gefunden werden konnten und auch die Verlässlichkeit der Bild Darstellungen aus dem 19. Jahrhundert zu zweifelhaft erschien, um danach eine Rekonstruktion vornehmen zu können, entwarf das Architektenteam eine autonome Neugestaltung der Fensterflächen. Diese sollten aus durchsichtigem Panzerglas in Stahlrahmen in gleicher Art an allen drei Spitzbogenfenstern hergestellt werden (Abb. 31). Zur Gliederung der Fensteroberfläche wurde die Form eines stilisierten Straßenknotens, der auf die Lage der Kapelle im Bereich der Vereinigung zweier Schnellstraßen referiert, als Ornament in Bronze gegossen und als Zentrum der vertikalen Fensterunterteilung eingesetzt (Abb. 32). Die Gliederung eines jeden Fensters besteht aus 23 Gussteilen, die über einem Plan-Blatt zusammengeschweißt und danach an ihren Oberflächen mit Sandstrahl behandelt wurden.



Abb. 31: Neu verglastes Spitzbogenfenster nach Festaurierung. Muster des Straßenknotens als Ornament für die Fensterunterteilung © [3D Kunst GmbH, Heiligen-Gesit-Kapelle, Bild 2. URL: <https://www.3dkunst.at/referenzen/skulpturen/heilig-geist-kapelle/> (Zugriffsdatum 17.10.2021)].



Abb. 32: Innenraum nach der Restaurierung. Ansicht zur Nord Apsis W2, mit Nordwest- Portal P1, Nordost-Portal P2 und Fußbodenplatte [Alice Hoppe-Harnoncourt, Die ehemalige Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur als Mahmal zur Erhaltung der Umwelt. In: VöKK Journal, 2020, S.15. URL: https://www.kunsthistoriker-in.at/sites/default/files/PDF%20Journal/VoeKK_Journal_02-03_2020_Ehemalige%20Heiligen-Geist-Kapelle.pdf (Zugriffsdatum 01.12.2020)].

Die klare Durchsichtigkeit der Fenster ergab laut Philipp Harnocourt den beabsichtigten Effekt, dass die Fenster den Raum optisch nicht *schließen*, sondern *öffnen* sollen. Es ist nun an dem Bau erstaunlich, festzustellen, dass man von außen durch ein Fenster alle drei Fenster gleichzeitig sehen kann. Und von innen geschieht das gleiche, man schaut von Innen hinaus und sieht zugleich eine Spiegelung. Bezugnehmend auf die schon ursprüngliche Form der gotischen vereinigten Portal-Fensteranlage sollte auch bei der Restaurierung die Gestaltung der Portaltüren in gleicher Art wie die Fenster, in durchsichtigem Panzer-glas, erfolgen. Damit wurde bekräftigt, dass der Bau nicht nur ein charakteristisches *Unten* und *Oben* hat, sondern auch ein charakteristisches *Drinne*n und *Draußen* (oder umgekehrt) besitzt. Aus diesem Grund wurden laut Professor Harnoncourt alle drei Portal-Fensteranlagen gleich gestaltet, und wenn die Kapelle geöffnet wird, sollten auch alle drei Portale geöffnet sein.³⁵

Im September 2018 veröffentlichte Professor Harnoncourt in *Steine sprechen* einen Zwischenbericht über die Arbeiten an der Restaurierung der Heiligengeistkapelle.³⁶

Einer der letzten Schritte der Wiederherstellung der Kapelle war die Problemlösung des Fußbodens. Eines der Ziele des Architekturwettbewerbs von 2013/2014 war es gewesen, die beste Lösung für die Erneuerung des Bodenkonstruktion zu finden. Das von den Gewinnern des Wettbewerbs, den Architekten *Alexandra Stingl* und *Winfried Enge* geleitete Atelier und das *Holzinnovationszentrum Zeltweg* entwickelten den Entwurf, anstatt einer Bodenkonstruktion traditioneller Form eine Holzstellerplatte in den Raum einzufügen (Abb. 33). Diese besitzt die Form eines gleichseitigen Dreiecks mit abgerundeten Ecken und erhöhtem Rand, der es ermöglicht, dass man an diesem Rand bequem sitzen kann. Der noch bestehende Fußboden des Bauzustandes aus dem 19. Jahrhundert wurde komplett abgetragen und der Felsuntergrund freigelegt. Die neue selbst tragende massive Holzplattform wurde

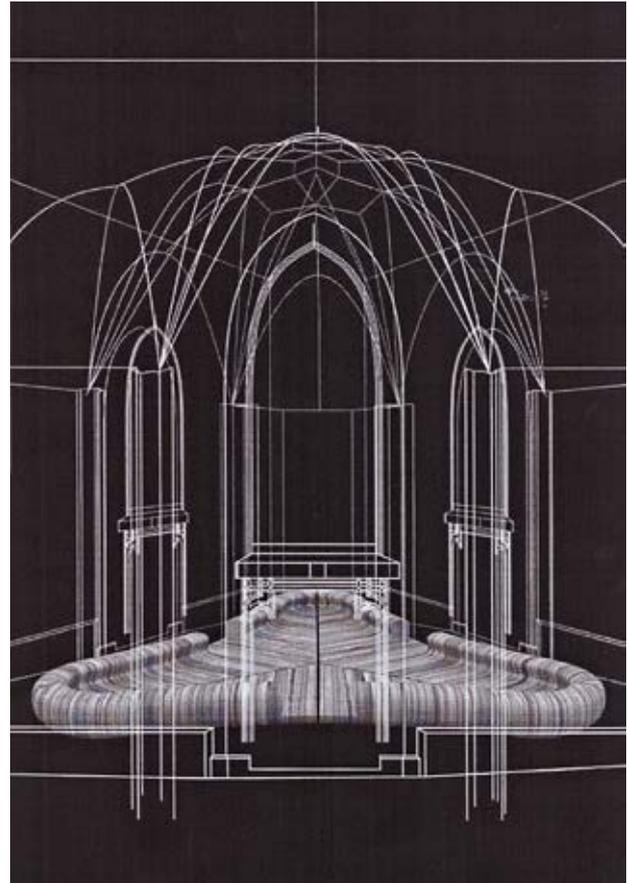


Abb. 33: Entwurf für die Bodenplatte in Form eines Holzstellers (Alexandra Stingl/Winfried Enge) [Stingl-enge architekten ZT-gmbh, Heiligen-Geist-Kapelle, URL: <http://www.architekturbureau.at/heilig-geist-kapelle/> (Zugriffsdatum 08.10.2021)].

mit Stahl-Distanzfüßen auf den Felsuntergrund aufgeständert. Ihr Rand folgt der Innenkontur des Gebäudes, allerdings in abgerundeter Form, mit einer Distanz von etwa 0,30–1,10 m zu den Wandflächen. Die Plattform besteht in Referenz zum Sternrippengewölbe sowie aus produktionstechnischen Gründen aus sechs zusammengefügte spiegelgleichen Teilen, die aus massiven Holzblöcken modelliert wurden. Der Fußboden bildet gleichsam eine *Insel* über dem Felsuntergrund, die über drei Metallstege im Bereich der Kapellenportale betreten werden kann.³⁷ Mit dem Entwurf eines weich geformten Bodenmöbels aus Holz mit integrierter Sitzgelegenheit für 30 Personen, wurde eine moderne autonome Lösung erreicht, Die Integration des neuen Holzelements als Boden mit integrierter Sitzbank bewirkt zugleich eine neue Raumwahrnehmung und stellt ein gestalterisches Unikat dar.³⁸

Am Dreifaltigkeitssonntag, dem 7. Juni 2020 konnte die Fertigstellung der Restaurierung der Heiligengeistkapelle in Bruck an der Mur gefeiert werden. Das Zustandekommen dieses Werks wurde vom Land Steiermark, dem Österreichische Bundesdenkmalamt, der Stadt Bruck an der Mur und der Firma ASFINAG und den Geschwistern Harnoncourt großzügig gefördert. Als weitere Sponsoren beziehungsweise Förderer beteiligten sich das Stift Admont, Helmut List, RLB, Energie Steiermark, der

Concentus Musicus, die Familie Friedrich Mayr-Melnhof und die Styria-Media AG. Die Unterstützung des Fördervereins HGK durch private Spenderinnen und Spender übertraf alle Erwartungen. Sie alle hatten sich von dem Grundsatz des Initiators der Restaurierung, Professor Harnoncourts überzeugen lassen, der immer wieder erklärt hat: „Dieses Projekt hat keinen Nutzen, es hat Sinn!“ (Abb. 34)



Abb. 34: Univ.-Prof. Philipp Harnoncourt bei einer Führung in der Heiligengeistkapelle vor Abschluss der Restaurierungsarbeiten © [3Gerd Neuhold / Sonntagsblatt – Gerd Neuhold / Sonntagsblatt, CC BY-SA 3.0 at, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=90751600>].

Am 25. Mai 2020, kaum zwei Wochen vor der Eröffnungsfeier, ist Philipp Harnoncourt gestorben. Während seines letzten Lebensjahrzehntes hatte sich Professor Harnoncourt besonders diesem Projekt gewidmet, das schon seit 1794 profanierte Sakralgebäude als einzigartiges Kulturdenkmal in unsere heutige Zeit und für die Zukunft zu retten und zu bewahren. Mit seiner beispielhaften Initiative hat er sich selbst ein Denkmal gesetzt, das er uns mit seinen Worten hinterließ:

„Einen solchen Bau gibt es nirgends in Europa, vielleicht sogar in der ganzen Welt nicht. ... Im Mittelalter galten Pest, Hunger und Krieg als tödliche Trinität des Bösen, die nur durch die Anrufung der Trinität Gottes zu überwinden waren. In Notzeiten wurden Gelöbnisse abgelegt. Die Bürger von Bruck haben diese Kapelle nach dem Ende solcher Plagen als Dank- und Mahnmahl für

die Bevölkerung gebaut. Heute sind die tödlichen Plagen für die ganze Erde die mutwillige Zerstörung von Boden, Wasser und Luft – Gaben, die der Schöpfer den Menschen zur Bewahrung anvertraut hat. Dieser Bau soll künftig ein starkes Mahnmahl sein, das an die Verpflichtung zum Schutz der Umwelt erinnert.“³⁹

Endnoten

- 1 Wolfgang Götz, Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur, Berlin 1968.
- 2 Philipp Harnoncourt, Ein Ruhepol im Chaos des Verkehrs. In: In puncto Denkmal. In: Vorarlberger KirchenBlatt vom 4.11.2013, 11.
- 3 Jasmin Waroschitz, Galerie und Museum für moderne Kunst, Heiligen-Geist-Kapelle. Bruck an der Mur, Diplomarbeit an der Technischen Universität Graz, betreut von Prof. Holger Neuwirth, Graz 1999.
- 4 Sabine Jurak, Architekturgeschichte und architekturikonologische Studien zur ehem. Heiliggeistkirche im steirischen Bruck an der Mur. Dipl. Arb. Universität Wien 2000.
- 5 Sabine Jurak, Die ehemalige Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur. In: Steine sprechen 142 (Jg. L/1) Wien, März 2011, 12–20.
- 6 S. Jurak 2011, 19.
- 7 Philipp Harnoncourt (1931–2020) entstammte dem luxemburgisch-lothringischen Geschlecht der Grafen de la Fontaine d’Harnoncourt-Unverzagt. Seine Mutter war eine Urenkelin Erzherzog Johanns von Österreich. Aufgewachsen in Graz absolvierte er das Studium der römisch-katholischen Theologie an der Universität Graz und am Collegium Georgianum in München und empfing 1954 die Priesterweihe. Ab 1959 war er Sekretär des Grazer Diözesanbischofs Josef Schoiswohl. 1971 habilitierte er sich an der Universität Graz, wurde 1972 zum Universitätsprofessor ernannt und war 1972 bis zu seiner Emeritierung 1999 Vorstand des Instituts für Liturgiewissenschaft, christliche Kunst und Hymnologie sowie 1975–1976 Dekan der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Graz. Harnoncourt galt international als einer der prägendsten und bedeutendsten Liturgiewissenschaftler nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Sein Schrifttum umfasst rund 550 Publikationen (Wikipedia).
- 8 Diözesanarchiv Graz, Erzpriesterliche Visitationsprotokolle 1655–1693. Visitation der Pfarre Bruck an der Mur 1665.
- 9 Diözesanarchiv Graz, Erzpriesterliche Visitationsprotokolle 1655–1693. Visitation der Pfarre Bruck an der Mur 1674.
- 10 Diözesanarchiv Graz, Erzpriesterliche Visitationsprotokolle 1655–1693. Visitation der Pfarre Bruck an der Mur 1676.
- 11 Philipp Harnoncourt, Trinitarische, kosmische und humane Architektur. In: In puncto Denkmal, In puncto Denkmal. In: Vorarlberger KirchenBlatt vom 4.11.2013, 6.
- 12 Nikolaus Harnoncourt, Alice Whiteside geb. Harnoncourt, Franz Harnoncourt-Unverzagt, Uly Thiner geb. Harnoncourt, Karl Harnoncourt.
- 13 Die Bauvermessungen und bauhistorischen Untersuchungen an der Heiligengeistkapelle im Zeitraum 2012 bis 2020 erfolgten durch Zechner Denkmal Consulting GmbH unter der Leitung von Dipl.-Ing. Markus Zechner sowie durch die Restauratoren in Abstimmung mit dem Österreichischen Bundesdenkmalamt. Markus Zechner ist Fachplaner und Konsulent für Denkmalpflege, Lektor am FH Campus Wien, leitender Baukurator und Diözesankonservator der Diözese Eisenstadt sowie Ständiges Mitglied des Österreichischen

- Denkmalbeirats. (Vgl. Steine sprechen, Nr. 156 (2021), 14–20, 59).
- 14 (Mario Schwarz), Rettungsaktion für die ehem. Heiliggeistkirche imn Bruck an der Mur läuft an. In: Steine sprechen 146 (Jg. LIII/I), Wien, Mai 2013.
- 15 Mario Schwarz, Architektenwettbewerb zur Restaurierung der Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur. In: Steine sprechen 147/148 (Jg. LIII 1/2), Wien, Oktober 2014, 66.
- 16 Erwin Reidinger, Die ehemalige Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur – Bauanalyse und Archäoastronomie. In: Günther Buchinger/Friedmund Hueber (Hrsg.), Bauforschung und Denkmalpflege. Festschrift für Mario Schwarz, Wien-Köln-Weimar 2015, 345–367.
17 Ebenda, 352.
- 17 Ebenda, 352
- 18 Jurak 2000, S. 28.
- 19 Ena Ilić, Studien zur Bauforschung und Restaurierung der Heiligen-geistkapelle in Bruck an der Mur in Österreich. Masterarbeit am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, Wien 2021, 58f. Die wichtigsten Ergebnisse dieser aktuellen Arbeit wurden vom Verfasser des hier vorliegenden Berichtes in diesen eingearbeitet.
- 20 Hanns Petschnig, Über einige Kirchen in Steiermark, In: Mitteilungen der k.k. Central Commission zur Erforschung der Kunst- und historischen Denkmäler, X. Jahrgang (1865) 192.
- 21 Johann Graus, Die kirchliche Bau-Tradition hinsichtlich der Centralbauten. V. Der Centralbau und die Gothik, in: Der Kirchenschmuck, XIII, Nr. 8 (1882), 89–95.
- 22 Die Ergänzungen führte Steinrestaurator Zottmann, Gratwein, aus. <https://www.zottmann.at/tag/bruck-an-der-mur>
- 23 Walther Buchowiecki, Die gotischen Kirchen Österreichs, Wien 1952, 62, 318, Abb. 114.
- 24 Johann Josef Böker, Architektur der Gotik / Gothic Architecture. Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen der Akademie der bildenden Künste in Wien, Salzburg-München 2005, 124 f. Dass die Zeichnung damit zeitgleich in die Nähe der auf Initiative Friedrichs III. erfolgten Erhebung des Stephansdomes zur Kathedralkirche durch Papst Paul II (1469) zu liegen kommt ... kennzeichnet offensichtlich den Anlass, zu dem Friedrichsgiebel und Fürstenportal eingebaut werde sollten.
- 25 Ilić 2021, 37–41.
- 26 Claudio Bizzari, Kurzbericht über die Befundung des gotischen Putzes im Innenraum und an der Fassade der Heiligengeistkapelle, In: Heiligen Geist Kirche Bruck an der Mur, Maßnahmenerhebung und Kostenschätzung Sanierungsetappe IV – Raumschale Innen, Stadtgemeinde Bruck an der Mur, Bruck an der Mur/ Zechner Denkmal Consulting GmbH, Graz, (E-mail, claudio@bizzari.at, 15.12.2015), S. 31.
- 27 Franz Dambeck, Spätgotische Kirchenbauten in Ostbayern. In: Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung in Oassau 21 (1940), 23.
- 28 Anne-Christine Brehm: Hans Niesenberger von Graz. Ein Architekt der Spätgotik am Oberrhein, Basel 2013.
- 29 Anton Schifter, Einblicke in das spätmittelalterliche Bauwesen. In: Günther Buchinger/Friedmund Hueber, Bauforschung und Denkmalpflege. Festschrift für Mario Schwarz, Wien-Köln-Weimar 2015, 369–382.
- 30 Elisabeth Hassmann, Meister Michael. Baumeister der Herzoge von Österreich, Wien-Köln-Weimar 2002, 188f.
- 31 E. Hassmann 2002, 585 Abb. 24. Johann J. Böker datiert die Planzeichnung auf Grund des Wasserzeichens des Papiers um 1520. J. Böker 2005, 237–241.
- 32 C. Bizzari, 2015, 31.
- 33 E. Ilić 2021, 61–65. Die Lesungen erfolgten durch das Restauratorenteam unter der Leitung von Jenny Pfeiffruck, wurden aber für die Masterarbeit von Ena Ilić dem Text von Hannes Naschenweng, Beiträge zur Topographie der Stadt Bruck an der Mur, In: Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark, Graz 2019, 156–160 entnommen.
- 34 Aur [e] a Figura bedeutet Goldener Schnitt und laut Professor Philip Harnocourt verweist diese Inschrift direkt auf die bewusste Verwendung des Goldenen Schnitts bei der Gestaltung der Proportionen dieses Gebäudes und wird auf diese Weise dokumentiert. E. Ilić 2021, 62.
- 35 Prof. Philipp Harmoncourt, Die Heilig-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur , ein Vortrag von Prof. Harmoncourt, In: You Tube: Stift Heiligenkreuz, 22.05.2018. URL: https://www.youtube.com/watch?v=odkrHykJokE&t=2530s&ab_channel=StiftHeiligenkreuz
- 36 Philipp Harmoncourt, Fortschritte und neue Entdeckungen bei der Restaurierung der Heiligen-Geist-Kapelle in Bruck an der Mur. In: Steine sprechen 153 (Jg. LVII), Wien 2018, 39–41.
- 37 Holzbaupreis Steiermark, Neugestaltung Heiligen-Geist Kapelle, 2021. URL:https://www.holzbaukarte.at/sehenswerte-holzbauten/?no_cache=1&tx_msholzbaumap_frontend%5Bholzbau%5D=164&tx_msholzbaumap_frontend%5Baction%5D=show&tx_msholzbaumap_frontend%5Bcontroller%5D=Holzbau&cHash=a59b-322f973170936d402eae69549307
- 38 Sanierung Heiligen-Geist-Kapelle Bruck an der Mur, Architekturwettbewerb. URL: [HTTPS://WWW.BRUCKMUR.AT/HGK/ARCH_WETTBEWERB.HTM](https://www.bruckmur.at/hgk/arch_wettbewerb.htm)
- 39 https://de.wikipedia.org/wiki/Philipp_Harnocourt#Leben_und_Wirken_als_Priester_und_Wissenschaftler



APOTHEKE
ZUM GOLDENEN REICHSAPFEL
 Mag. pharm Dietmar Kowarik e.U.
 A-1010 Wien, Singerstr. 15
 Ruf: 0043/1/512 41 44 www.reichsapfel-apotheke.at
 Fax: 0043/1/512 13 32 ko@reichsapfel-apotheke.at

**Ihr Berater in allen Fragen
 der Gesundheit und Schönheit !**

Das Palais des Grafen Otto Chotek

(Währingerstraße 18) von Architekt Lothar Abel

Martin Kupf



Abb. 1: Plan des 1.Stocks, nur Straßentrakt. aus Lützwow u. Tischler, Wiener Neubauten Bd.1.

„Dieses, auf einer ausgedehnten Area gelegene, im Hauptgebäude wie in den beiden Hoftrakten durchweg einstöckige Palais enthält bei großer Schlichtheit der äußeren Erscheinung, welche nur durch die imposanten Verhältnisse des oberen Geschoßes ihr palastartiges Gepräge empfängt, eine der elegantesten und schönsten Herrschaftswohnungen des modernen Wien. Wie die Grundrisse zeigen, sind die Wohn- und Empfangsräume des Hausherrn im ersten Stock des Hauptgebäudes vereinigt, während das Erdgeschoß desselben die Räume für die Dienerschaft und die große, nach englischem Muster eingerichtete Küche enthält. Von der links liegenden Durchfahrt gelangt man auf der einen Seite durch das große Vestibul (d) in den Hauptstiegenraum, während auf der anderen Seite ein kleineres Vestibul zu der durch mattes Oberlicht erhellte Privatstiege führt, welche ganz aus Holz construiert und mit einem reichen aus einem Stück geschnittenen Geländer aus dem Atelier J. Schönfelds versehen ist.

Wir betreten, über die marmorne Haupttreppe, die geschmackvoll ausgestatteten Empfangsräume, von denen in erster Linie der große Speisesaal (d) Erwähnung verdient. Derselbe ist im Stil der edelsten Renaissance mit Holz vertäfelt und an den Wänden mit prächtigen alten Gobelins geschmückt. Die aus Eichen-, Ahorn- u. Birnbaumholz bestehende Cassettendecke rührt aus dem Atelier Fr. Schönthalers her in welchem auch sämtliche Türen und Wandvertäfelungen angefertigt sind. An der Rückwand des Saales befindet sich ein großer Kamin aus schwarzem Marmor mit Ornamenten aus oxydiertem Silber. Derselbe ist, wie die meisten übrigen Kamine des Palais, nach den Zeichnungen des Architekten von Ad. Gouaut fils in Paris ausgeführt.

Die anderen Räumlichkeiten haben Stuckplafonds, welche in der ursprünglichen Farbe gelassen sind. In der Decoration herrscht überhaupt der Grundsatz, vorzugsweise

ERDGESCHOSS.

a. Einfahrt
b. Vorhalle
c. Holzstiege
d. Vestibül
e. Hauptstiege
f. Garderobe

g. Arkade
i. Küche
k. Wohnung des Kammerdieners
l. Diensttreppe
m. Kellerstiege
n. Kleine Küche

o. Requisiten-Depot
p. Dienerrzimmer
q. Lagerszimmer
r. Vorhaus
s. Bureau
t. Sattelkammer

u. Wagenremise
v. Kutschkammer
w. Pferdestall
x. Stallvestibül
y. Wäschekammer
z. Lichthof

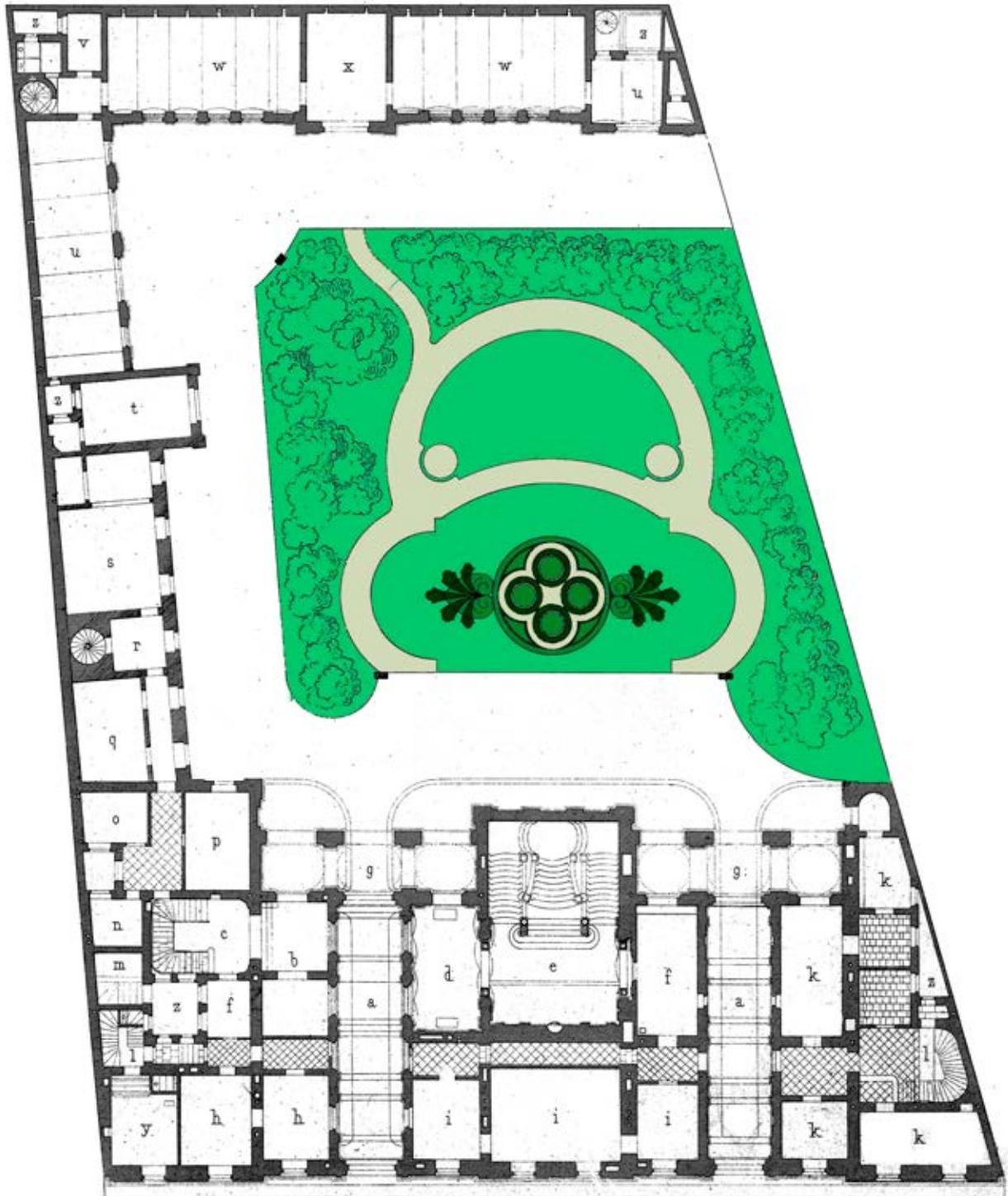
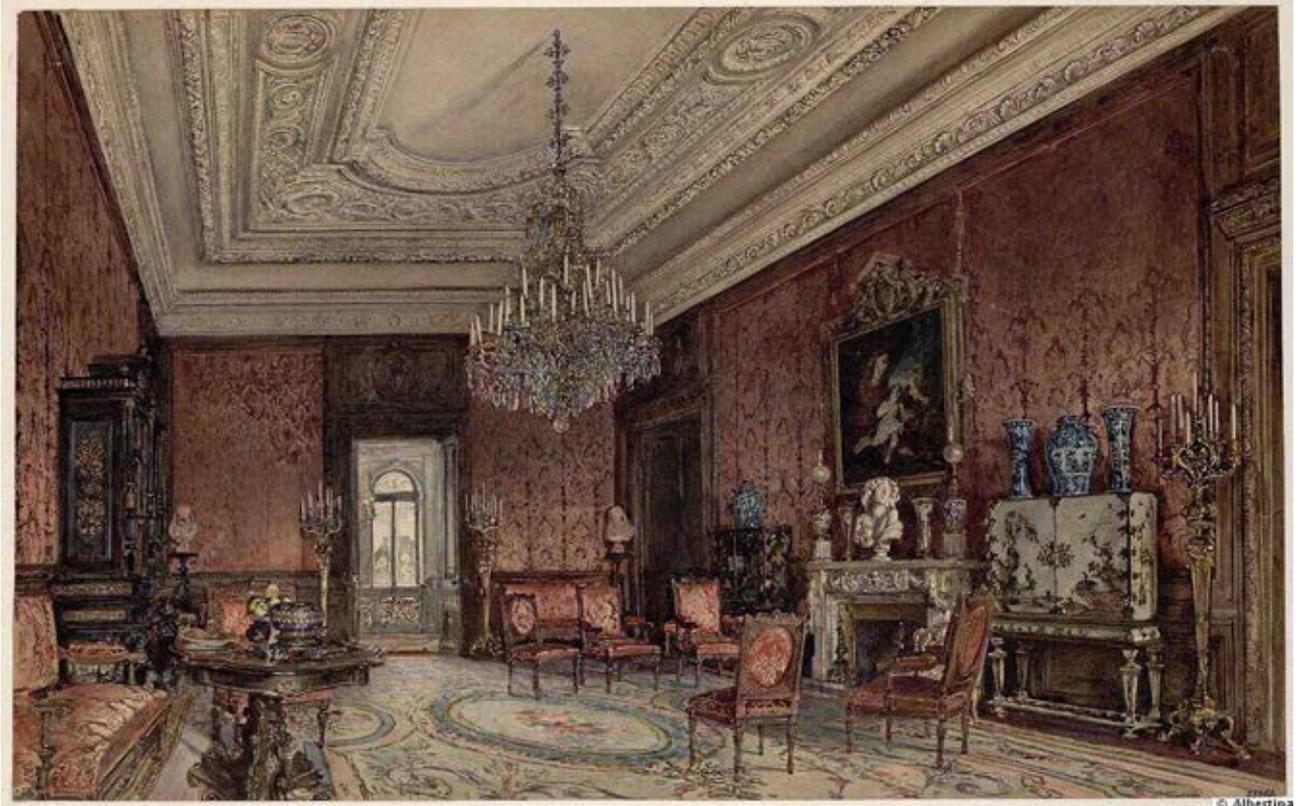


Abb. 2: Gesamtplan des Erdgeschoßes, aus Lützwow u. Tischler, Wiener Neubauten Bd.1.



© Albertina



Abb. 3: Auf dem Plan als großer Salon (f) bezeichneter Raum im ersten Stock, vor 1891, Aquarell von Rudolf v. Alt (?), © Albertina
 Abb. 4: Kassettendecke im großen Speisesaal (d) Zustand vor der Demontage, Foto: Jürgen Adhofer



Abb. 5: Großer Speisesaal, links: schwarzer Marmorkamin, rechts: Wand- und Türverkleidung, Foto: Jürgen Adhofer

durch die Form und das Material zu wirken, jeden Farbenprunk auszuschließen.

Die aus oxydiertem Silber gearbeiteten Kastenschlösser der Salontüren wurden von Bricard in Paris bezogen. Das Gitterwerk von blank poliertem Eisen mit Bronzeverzierungen zwischen den marmornen Brüstungspfählen der Hauptstiege und die Fensterbrüstungen an der Fassade des ersten Stocks rühren von Le Roi in Paris her. Die übrigen Schlosserarbeiten stammen aus der Werkstatt von A. Milde, die Steinmetzarbeiten lieferte die Fa. Wasserburger in Wien.

An den Seitentrakt, welcher im oberen Stock eine Reihe von Fremdenzimmern, unten die Sattelkammer, Wagenremise u. dgl. enthält, schließt sich der rückwärtige Flügel mit zwei getrennten, durch ein geräumiges Vestibul zugänglichen Pferdeställen.

Die Mitte des großen Hofes nimmt eine Gartenanlage ein, welche von einem leichten, an gegossenen Eisensäulen befestigten Schmiedeeisengeflecht umgeben ist. Die Feuermauer des Nachbarhauses ist durch eine Vergitterung aus gespaltenem Kastanienholz mit Zinkgesimsen im Stil Louis XIII verkleidet.

Der Bau wurde im Herbst 1871 begonnen, konnte aber erst 1874 bezogen werden; einerseits traten bedeutende Terrainschwierigkeiten hindernd in den Weg, – es mußten u. A. erst 16 Meter tief unter dem Straßenniveau gelegene alte Keller mit besonderem Zugang von einer

Parallelstraße von dem Erbauer erworben werden, – andererseits wurde auch durch die oft in weiter Entfernung von Wien ausgeführten Arbeiten einzelne Theile der inneren Decoration der Fortgang verzögert.“

(Einleitender Text in kursiv zu den sich auf das Palais Chotek beziehenden Abbildungen aus dem Stichwerk „Wiener Neubauten“ von Dr. C. v.Lützow und Ludwig Tischler 1. Band S. 18)

Ein Aquarell von Rudolf von Alt (Abb. 3), das den großen Salon (im Grundriss Raum f) zeigt, gibt eine Vorstellung von der Ausstattung der übrigen Räume. Eine ebenfalls von Architekt Abel geplante Aufstockung (Abb. 6) im Jahr 1891 umfasste das Hauptgebäude und den Hoftrakt. Das Stallgebäude der nördlichen Grundstücksgrenze blieb davon unberührt.

Die gräfliche Familie bewohnte das Palais nur wenige Jahre, denn bereits 1891 vermietete sie es an die Firma Friedrich Otto Schmidt, die hier eine Werkstatt für antike Wohnkultur einrichtete und es 1904 als ständigen Firmensitz erwarb. Mit dem Auszug der Familie verschwanden auch die kostbaren Möbel und prachtvollen Tapisserien, die einst im Speisesaal hingen. Die Salons wurden zu Schauräumen für Wohnaccessoires, Möbel- und Vorhangstoffe sowie Posamenten. Im Erdgeschoß, wo einst die Küche und die Dienerschaft des Palais untergebracht waren, befanden sich nun die Verkaufsräumlichkeiten und Büros der Firma Otto Schmidt.

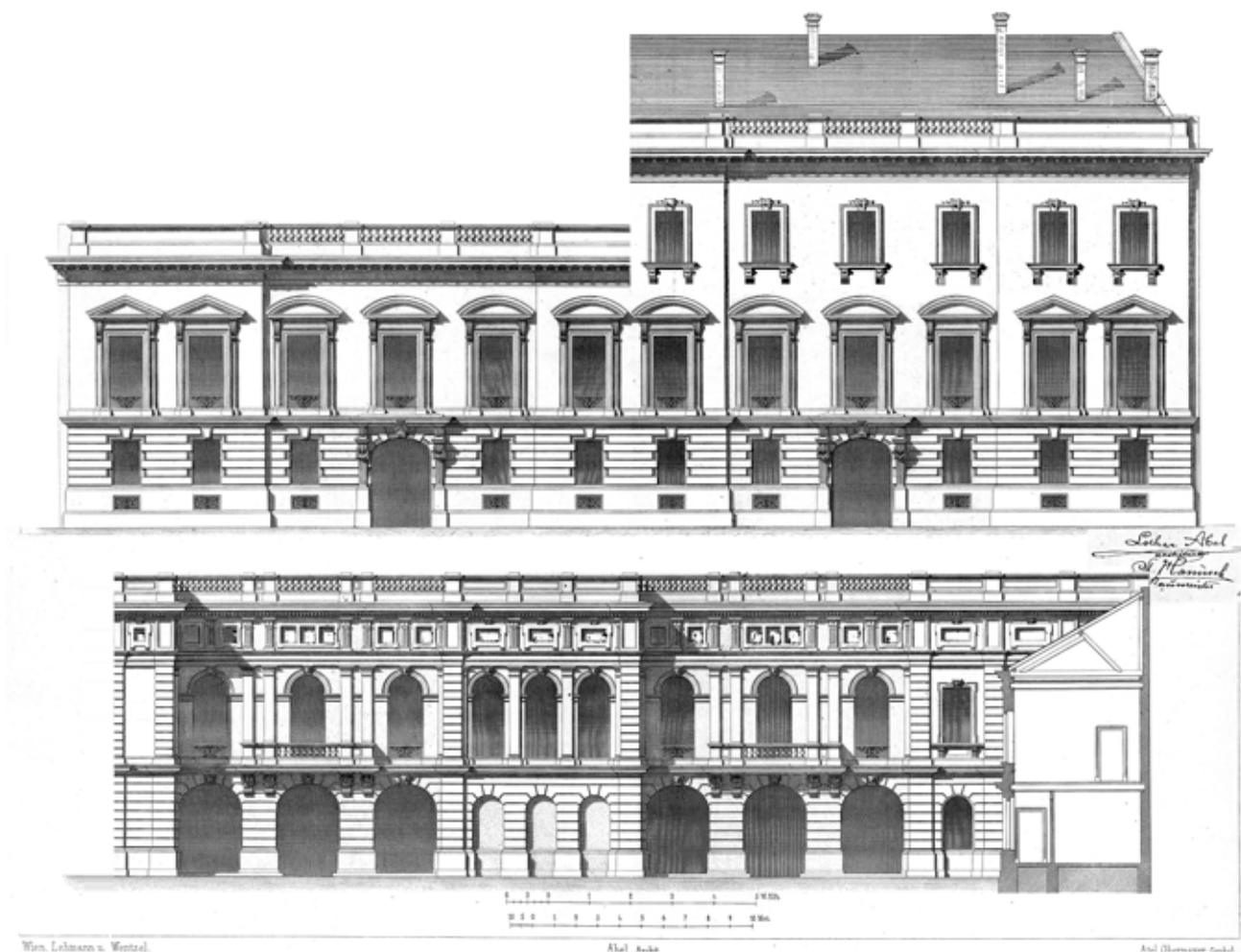


Abb. 6 und 7: Palais Chotek, Aufriss der Straßenfassade, Links ursprünglicher Zustand, rechts mit zweitem Obergeschoß. Beide Varianten von Lothar Abel, aus „Wiener Neubauten“ Montage Martin Kupf, Aufriss der Hof (Garten)fassade vor der Aufstockung

Vermutlich schon zu dieser Zeit wurde der Werkstätten-trakt an der Ostseite fertiggestellt und die ehemaligen Stallungen und Kutschenremisen für betriebliche Zwecke adaptiert. Der Garten wurde zum Wirtschaftshof.

Die Firma war eines der kommerziell erfolgreichsten Ausstattungsunternehmen der Wiener Gründerzeit und arbeitete mit vielen namhaften Künstlern zusammen, unter anderem mit Adolf Loos.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude durch Fliegerbomben schwer beschädigt; besonders betroffen waren das große Treppenhaus und die angrenzenden Beletage-Räume, die in den folgenden Jahren teilweise von der eigenen Firma mit den damals zur Verfügung stehenden geringen Mitteln in einfacheren Formen wieder aufgebaut wurden. So fertigten die Hausbildhauer eine hölzerne Kopie des ursprünglich aus Marmor gefertigten Treppengeländers ohne die Schmiedeeisenteile an (Abb. 10a und 10b).

Auch die hölzerne Kassettendecke, die die vermutlich stuckierte Stiegenhausdecke ersetzte, stammte aus dieser Zeit. Verloren gegangen ist die wandfeste Ausstattung des

ehemaligen Speisezimmers (im Grundriss Raum d), die vermutlich wegen fehlender Mittel nicht rekonstruiert werden konnte. Besonders starke Kriegsschäden erlitten die Hoffassaden. Nach dem Wiederaufbau gab es nur mehr glatte Oberflächen (Abb. 11)

Die Firma Friedrich Otto Schmidt existierte bis 2018. Noch im Jahr 2011 beabsichtigte der damalige Eigentümer, Herr Klaus Lorenz, die Straßenfassade zu restaurieren und ließ zu diesem Zweck mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes eine Befundung der Farbschichten durchführen, um bei der Neufassung das ursprüngliche Farbkonzept berücksichtigen zu können. Nichts deutete darauf hin, dass die Jahre des Unternehmens gezählt sein würden. Nach dem Tod von Lorenz lösten die Erben die Firma auf und verkauften das Inventar. Viele fertige und halb fertige Möbel und Einrichtungsgegenstände aus der eigenen Produktion, aber auch Objekte, die sich in jahrzehntelanger Sammlertätigkeit angesammelt hatten, fanden Abnehmer, so zum Beispiel Architekturteile eines Palazzos aus dem Vergnügungspark „Venedig in Wien“, der am 18. Mai 1895 im Wiener Prater auf der Kaiserwiese eröffnet worden war. (Abb. 12)

Schnitt A - B

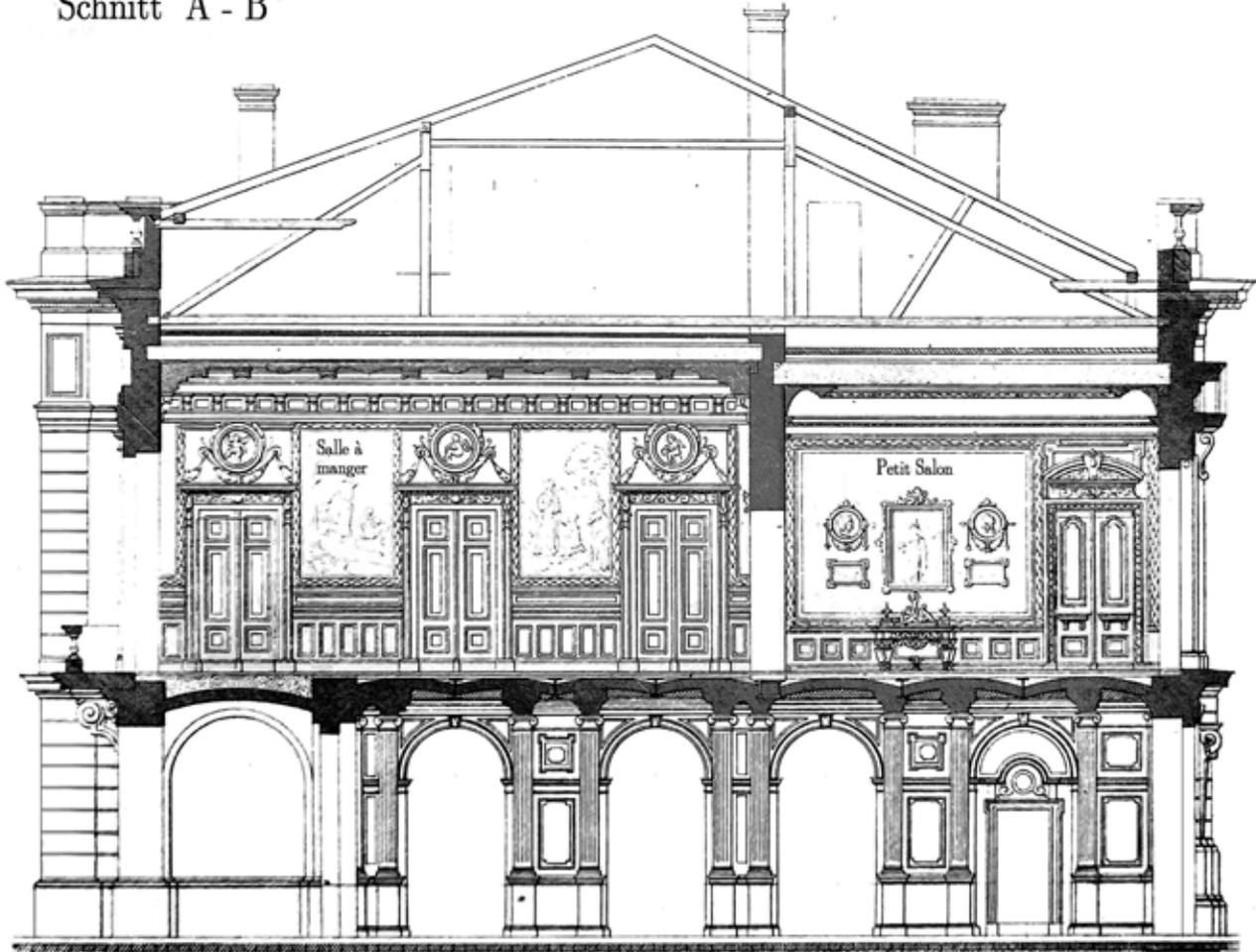


Abb. 8: Schnitt durch das Palais (Keller weggelassen). Der Raum links oben wurde nach dem Krieg nicht wieder hergestellt. Aus Lützow u. Tischler „Wiener Neubauten“

„Die Firma Friedrich Otto Schmidt war viele Jahre ein Traditionsbetrieb für Stilmöbel und hat zu seinen besten und guten Jahren vielen MitarbeiterInnen qualitativ anspruchsvolle Arbeitsplätze geboten. Die letzte Generation hat nun mit diesem Traditionsbetrieb abgeschlossen und es bevorzugt das Areal in prominenter Lage zu veräußern um – dem Trend der modernen Zeit entsprechend – lieber Geld in der Hand zu haben als Qualitätsarbeit am Leben zu erhalten. Echt schade.“ (Manfred Magyar, Regionauten-Community)

Schließlich wurde das Palais an die EST Hotels & Residentes Gruppe veräußert, die gegenwärtig ein Hotel daraus macht. Seit 2019 laufen die Umbauarbeiten. Eine Beschreibung der geplanten Maßnahmen findet sich auf der Internetseite des Unternehmens. Dort heißt es auszugswise: „Die Neugestaltung des Palais übersetzt die Geschichte des straßenseitig unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes bei größtmöglicher Erhaltung der Substanz in zeitgemäße Hotel-Architektur. Der straßenseitige Gebäudeteil wird behutsam entkernt und zu fünf Ebenen aufgestockt. Der frühere Prunksaal der Beletage und das historische Stiegenhaus bis zur dritten Ebene bleiben weitgehend erhalten und werden präzise restauriert. Der alte, teils schwer beschädigte Tafelparkett

wird abgenommen, vorsichtig abgeschliffen, geölt und an einigen Stellen originalgetreu ergänzt und wiederhergestellt. Stuck und Fresken sind generell in gutem Zustand und müssen nur an einigen Stellen in den ehemaligen Zustand rückversetzt werden. Die alten Fenster werden behandelt und neu verglast, Wandbespannungen erfahren eine behutsame Pflege. Viel Licht und luftige Transparenz mit großzügigen Verbindungen zwischen Garten und Interieur geben diesem historischen, aber modernen Ambiente des neuen Wiener Stadthotels eine besondere Note.“

Es bleibt abzuwarten, wie viel historische Substanz in den Innenräumen nach Abschluss der Umbauarbeiten tatsächlich noch vorhanden sein wird. Dem Vernehmen nach sind alle Stuckdecken zerstört; Fresken gab es keine. Ob die Mischung aus „historischem aber modernem“ Ambiente bei den künftigen Hotelgästen so gut ankommt, wie es sich die Planer erhoffen, wird sich zeigen. Nachdenklich stimmt das Schicksal der beiden Palais Henkel-Donnersmark und Leitenberger am Wiener Parkring. Sie wurden innerhalb von 40 Jahren zweimal umgebaut, zuerst zu Hotels und dann Wohnhäusern. Dieses Schicksal möge dem Palais Chotek erspart bleiben!



Abb. 9: Eingangshalle, Blick zum Stiegenhaus nach Behebung der Kriegsschäden, Foto J. Bouchal

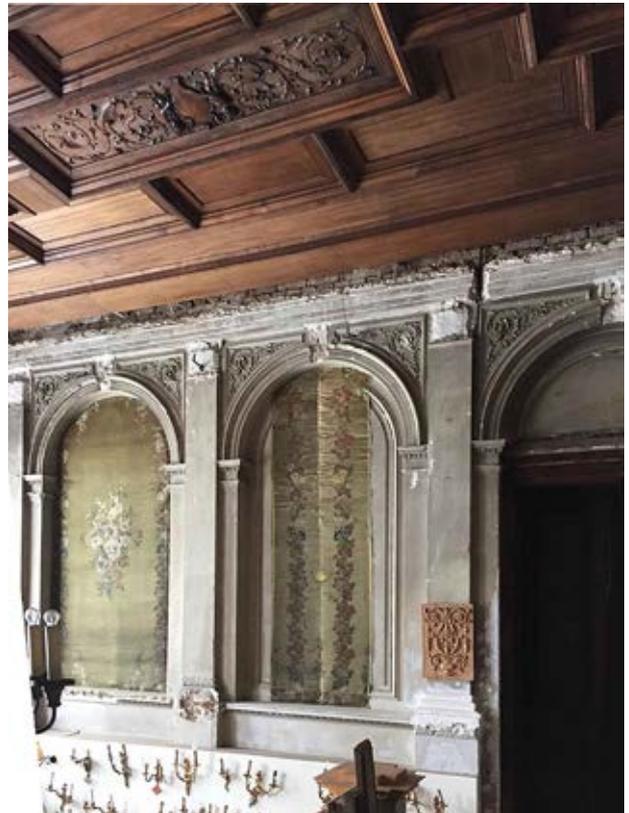


Abb. 10a und b: Stiegenhaus, links: ehem. Marmorbrüstung aus Holz erneuert, rechts: Holzdecke statt Stuckplafond, Fotos: Kupf / Adhofer



Abb. 11: Ehem. aufgestockte Garten/Hoffassade nach dem Wiederaufbau, vgl. Abb. 7. Über den Mittelrisalit ist die ursprünglich (unaufgestockte) Fassade als Zeichnung darübergelegt. Foto Gerhard Hertenberger März 2020, Bearbeitung Kupf



Abb. 12: Gotische Architekturteile aus „Venedig in Wien“, Kamin, Herkunft unbekannt, Foto Gerhard Hertenberger 2020

Wir haben immer eine Idee!



zebau

Renovieren, statt im Grünen betonieren



Die Firma Zeppetzaier Bau- und Zimmerei ist eine der wenigen noch existierenden wirklichen Handwerksbetriebe. Hier ist man – wenn es um richtige historische Renovierungen geht – einfach beim Richtigen.

Einschlägige Kurse über Ausführungstechniken z. B. in Mauerbach gehören selbstverständlich zur Ausbildung der Mitarbeiter.

Der Slogan für die auch selbstbewussten Mitarbeiter lautet:

Bei ZeBau sein, heißt gut sein.

Welcher Bauherr wünscht sich nicht solche Leute auf seiner Baustelle?

Bad Ischl | Gmunden | Aussee | St. Wolfgang
+43 6132 23435 | www.zebau.at

Der Stadtkern von Attnang-Puchheim

Ein herausragendes Ensemble des „Städtebaus der Nachkriegsmoderne“
in Österreich und „Vorzeigebispiel“ des Wiederaufbaus
in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Hans Peter Jeschke



Abb. 1: (1a) Der Ortskern Attnang-Puchheim mit der Eintragung der Bombentreffer und zerstörten Häuser. (1b) Der Stadtkern Attnang-Puchheim – Neuplanung. Das städtebauliche Gesamtkonzept für das Zentrum. Fotos von Tafeln der Ausstellung der Oö. Landesbaudirektion – Darstellungen der Pläne von Arch. Lois Stelzer. Bildnachweis: Jeschke, Hans Peter: Dokumentation der Instrumente des Städtebaus bzw. der Raumordnung der Stadt Attnang-Puchheim. Stadtarchiv Attnang-Puchheim. 1994..

Wenn wir heute das Zentrum von Attnang-Puchheim besuchen, fällt der spezifische Charakter des Stadtkerns auf, der im unterschiedlichen Stadtgefüge und -grundriss, in den Strukturmerkmalen der Bauten, ihrer Stellung zur

Straße, ihrer Dimension und Ausprägung, in verschiedenen Straßen- und Platzräumen, Alleen und Gartengrün bzw. der Abfolge der Plätze ablesbar ist. Dieser Stadtkern von Attnang-Puchheim und die damalige ganzheit-

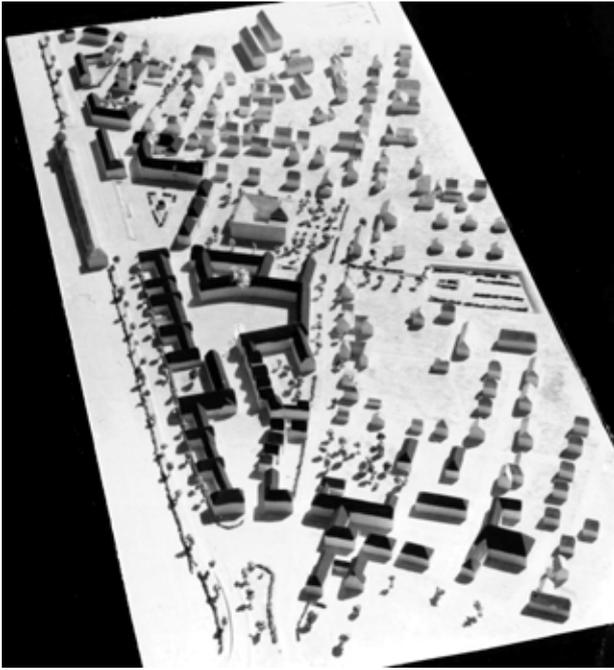


Abb. 2: Der Stadtkern Attnang-Puchheim – Neuplanung. Ein Modell von Arch. Lois Stelzer stellt den städtebaulichen Nukleus räumlich anschaulich dar. Bildnachweis: Stadtarchiv Attnang-Puchheim (Eva Kurz)..

lich angelegte Planungs- bzw. Gestaltkonzeption wurde in der Nachkriegszeit wiederholt als „Vorzeigebeispiel“ bezeichnet. Einer der führenden Experte für den Wiederaufbau in Österreich aus Wien, hat bei einer Tagung der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ eine Führung nach Attnang-Puchheim geleitet und in seinem Vortrag durch die architektonische und städtebauliche Beschreibung des Projektes in eindrucksvoller Weise belegt, warum dieses „Vorzeigebeispiel“ des Wiederaufbaus aus historischer Sicht in charakteristischer Weise singulär den „Städtebau der Nachkriegsmoderne“ und die Zusammenarbeit der beteiligten Architekten beim Entwurf ihrer Häuser in komplexer Form repräsentiert.

In der weiteren Folge wird der publizierte Bericht von Rudolf J. Boeck samt ausgewählter Fotos aus der Zeitschrift „Der Aufbau“ hier zum erstenmal seit 1947 in Form eines fachlichen „Kurzporträts“, also in geraffter Form, wiedergegeben und das Projekt in den kulturhistorischen Gesamtzusammenhang gestellt. Boeck weist ja bereits in der Einleitung seines Textes auf den damaligen integralen Planungsansatz hin und spricht damit viele Aspekte der Verantwortung für die Umweltgestaltung an, die nach wie vor als Desiderata bezeichnet werden können: „Der Architekt von heute, der sich mit einer Wiederaufbauplanung befaßt, hat die Aufgabe und die Pflicht, zuallererst bei seinen Überlegungen die sozialen, wirtschaftlichen und technischen Bedingungen zu studieren, die in dem besonderen Wiederaufbaubereich Gültigkeit haben oder denen zum Durchbruch verholfen werden muß. Erst dann können jene künstlerisch-ästhetischen und kulturellen Momente in die Planungsüberlegungen aufgenommen werden, die in früheren Zeiten den Hauptteil der Arbeit

eines Baukünstlers ausmacht. [...] Wiederaufbauplanungen müssen daher in einer Art geführt werden, die diesen Gesichtspunkten Rechnung trägt. Als typisches Beispiel aus der Praxis kann der kleine oberösterreichische Ort Attnang-Puchheim gelten, in dem von Anfang an der Wiederaufbau nach soziologischen und wirtschaftlichen Erwägungen in die Wege geleitet wurde.“

Die Würdigung der Planungskonzeption und damaligen Leistungen aller Beteiligten beim Wiederaufbau macht daher weiters

einerseits auch die Darstellung des neuen

- Orts- und Stadtgestaltungskonzepts samt
- Beratung durch die öö. Landesbaurektion bzw.
- des Raumordnungskonzepts auf Landesebene und
- spezifische Konzepte der Nachkriegsmoderne notwendig. Integriert war z. B. bereits die „wissenschaftliche Landschaftsplanung“ – mit heutigen Begriffen Landschaftsplanung und Grünordnung¹ durch die Einsetzung eines „Landschaftspflegers“ mit landesbehördlicher Befugnis (Sicherstellung der „Beachtung der natürlichen, klimatischen, morphologischen, botanischen und zoologischen Bedingungen und Wechselwirkungen“ bei der Planung),

andererseits eröffnet ein Blick auf die zeitgeschichtliche und gesellschaftspolitische Situation jener Tage neue Erkenntnisse.

Da das Projekt und das städtebauliche Konzept ohne ausreichende Rechts- und Fachinstrumente nach unserem heutigen Verständnis, mit Begleitung und Förderung der „Landesplanungsstelle“ der Oö. Landesbaudirektion (z. B. Festlegung einer Bausperre zur Verhinderung von Splittersiedlungen („wilde Siedlungen“), Einsetzung eines „Landschaftspflegers“ mit landesbehördlicher Befugnis und „Bauoberleitung“) begonnen und ausgeführt wurde, ist auch die Kenntnis der Ideenwelt der Akteure, also die ideengeschichtliche Dimension, besonders wichtig. Die visionären Grundsätze und Fachkonzepte, verbunden mit einem tiefgreifenden Ethos der Verantwortung und Gemeinwohlverständnis, bildeten die Basis für Verständigung aller Akteure. Alle beteiligten Experten konnten auf die Ergebnisse des internationalen, gesamtösterreichischen bzw. oberösterreichischen Erfahrungsaustausches im Rahmen der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ zurückgreifen und die von Landesbaudirektor Hofrat Dipl.-Ing. Alfred Sighartner für alle Gemeinden entwickelten neue Strategien für die Ort- und Siedlungsplanung für das Projekt nutzen. Im Anhang werden daher die Beschlüsse der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ auszugsweise wiedergegeben.

Darüber hinaus ist auf die Motivation und das Zusammengehörigkeitsgefühl (Rudolf J. Boeck) der Bevölkerung, die herausragende Rolle des damaligen Gemeindevorstands und der „Bauoberleitung“ (Ortssatzung)

hinzuweisen. Der sehr großen Bereitschaft der Liegenschaftseigentümer bzw. Bauherren ist es vor allem zu danken, dass im Sinne des Gemeinwohles durch ein „Zusammenrücken“ – über die eigene Parzelle hinweg – für ein städtebauliches Ganzes realisiert werden konnte. Große Teile des geplanten Stadtkerns mit dem neuen Straßennetz wurden z. B. quer über viele ehemalige Einfamilienhaus – Parzellen (!) geplant und errichtet – Eigentümer „bauten mit“ oder man einigte sich auf „Baurechte“ nach der Ortssatzung, die die Baugenehmigungen durch die Baubehörde vorbereiteten.

Die oben skizzierte Spurensuche könnte nach einer vertiefenden Grundlagenforschung und Baubestandaufnahme dazu führen, den prägenden historischen Grundriss mit seiner typischen Stadtgestalt zu erkennen und dieses Charakteristikum mittels einer Schutzzone (samt Ortssatzung) zu bewahren.

A. DIE NACHKRIEGSZEIT - ARMUT, EXISTENZKAMPF, AUFRÄUMUNGSARBEITEN, EXTREME WOHNUNGSNOT UND DIE ZEIT DES WIEDERAUFBAUS IN ÖSTERREICH

Die ersten Jahre der Nachkriegszeit waren in ganz Österreich und vor allem auch in den Städten durch Not, Existenzkampf, Aufräumungsarbeiten und extreme Wohnungsnot gekennzeichnet, die auch in unserem Zusammenhang durch einzelne Anordnungen in der Ortssatzung bzw. Richtlinien (sieben Punkte) der Gemeinde Attnang-Puchheim für die Realisierung des Projektes angesprochen wurden (sparsamen Umgang mit Baumaterialien und Wiederverwendung von Abbruchmaterialien (Ziegel, etc.), Zurückstellung der Anbringung von Dachrinnen wegen des Eisens- und Blechmangels, Zuteilungsrichtlinien für Baumaterialien, etc. Zur Verdeutlichung der damaligen Situation sei auf ausgewählte Handreichungen, Berichte, Publikationen hingewiesen, die einen tieferen Einblick in den Alltag geben können.

1. Die Zeit des Wiederaufbaus – der Alltag in Wien

Im Anhang des Katalogs der Ausstellung „Wien baut auf“ (Hrsg. Stadtbauamt Wien) werden auf 14 engbedruckten Seiten unter dem Titel „Die gebändigte Bürokratie. Winke für die Praxis des Wiederaufbaus und des Alltags“ für folgende Fragestellungen detaillierte Antworten aufgelistet, die eindrucksvoll schon durch die Überschriften weitere Hinweise für den damaligen Alltag in Wien geben. „Wie bekommt man...“, „Wie hilft die Stadt...“, „Was macht man...“, etc.: *Baubewilligung und Baumaterial zur Behebung von Kriegsschäden; Fensterglas für die Wohnung, Geschäftslokal, Werkstätten und Büros; Baustoffe für Kleingärtner und Siedler; Baubewilligung für Neubauten; Kredite für Siedler; wie bekommt oder*



Abb. 3: Die Festschrift zur Ausstellung „Oö. Landesbaudirektion“ präsentiert einen Überblick über die Arbeiten und Beratungen der Oö. Landesbaudirektion, betreut Aktivitäten vieler Gemeinden. Darunter auch Bilder, Modelle bzw. Fotos der Pläne des Wiederaufbaus von Attnang-Puchheim.

tauscht man eine Wohnung?; wie bekommt man Ernteland?; Wasserleitungsgebrechen; Wasseranschluß; Abort und Hauskanalverstopfung; Bezugsschein für Dinge und Gebrauchsgegenstände des Alltags (z. B. Fahrräder, etc.); Staatsbürgerschaft; Aufenthaltsgenehmigung; staatliche Unterstützung (Geldunterstützung, ärztliche Hilfe, Altersheim, Tuberkulose-Krankheit, Lungen-(Tuberkulose-) Heilstätte); Spitalsbett; Hauskrankenpflege oder Haushaltshilfe; Armutszeugnis; Körperbehinderte; Todesfall und Grabstelle (Riemer, Hans (1947): Wien baut auf. Zwei Jahre Wiederaufbau. Katalog der Ausstellung „Wien baut auf“. Hrsg. Stadtbauamt Wien. Wien. S. 207 –222).

2. Die Zeit des Wiederaufbaus in Oberösterreich

Wiederaufbau in Oberösterreich – Tätigkeitsbericht der Oö. Landesbaudirektion 1945–1949

Der Tätigkeitsbericht der Oö. Landesbaudirektion zum Wiederaufbau in den Jahren 1945–1949 in Oberösterreich dokumentiert alle Aspekte der kriegsbedingten Armut und

Mangelwirtschaft in großer Deutlichkeit. Er enthält genau statistische Daten bezüglich der Beratungen, Prüfungen und auch produzierten Baumaterialien (z. B. Ziegel, wie alle anderen Materialien, nach Stückzahl!), die Abteilungsgliederung mit den Abteilungsleitern, etc. samt dem Umfang der großen Beratungsleistungen. Eine Festschrift zur Ausstellung „Öö. Landesbaudirektion“ präsentiert einen Überblick über die Arbeiten aller Fachbereiche des Amtes der Öö. Landesregierung/Öö. Landesbaudirektion und den Aktivitäten in den Gemeinden, darunter auch Bilder bzw. Fotos der Pläne des Wiederaufbaues von Attnang-Puchheim.²

Die Zeit des Wiederaufbaus – der Alltag in Linz

40.000 Flüchtlinge aus 25 Nationen hielten sich in der Stadt auf. Linz hatte gegenüber dem Einwohnerstand 1938 (121.071 Einwohner) Ende 1944 194.186 Einwohner und Ende 1945 175.196 Einwohner. Bei 22 Luftangriffen zwischen 1925. Juli 1944 und 25. April 1945 wurden in Linz 6.945 Wohngebäude beschädigt. 602 davon waren gänzlich unbewohnbar. 70% der Häuser wiesen Schäden auf. 32% der Wohnungen waren zerstört oder in ihrem Bestand gefährdet.³ Hans Kreczi schreibt: „... Am Ende des Krieges. Als Stadt zwischen zwei Fronten nahm Linz die Flüchtlingswelle aus dem Westen auf, die an der Enns verebte, und gleichermaßen den Flüchtlingsstrom, der aus dem Osten über diesen Fluß in die Stadt hereinbrach. Die Einwohnerzahl von Linz stieg damals auf über 250.000! [...] Einerseits wurden tausende fremde Arbeitskräfte, eingeschaltet in die Kriegsmaschinerie, in Linz untergebracht, andererseits fielen seit 1943 laufend Wohnungen den Bomben zum Opfer. Linz verlor von seinem Wohnungsbestand von 43.926 rund ein Drittel oder 14.329“ (Kreczi, H. (1948): a.a.O.: S. 5 ff.).

B. ÖSTERREICHWEITE INITIATIVEN, DIE DEN WIEDERAUFBAU IN ÖSTERREICH UNTERSTÜTZTEN, UND DIE „LANDESPLANUNGSSTELLE DER ÖÖ. LANDESBAUDIREKTION“

3. Die „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“

Trotz der Besatzungszonen in Österreich nach den Vereinbarungen der Alliierten in Potsdam/Berlin („Potsdamer Protokolle“) im Jahr 1945 nahm die „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ ihre Arbeit für ganz Österreich auf. In der Zeit des Wiederaufbaus wurden dabei einerseits aus einem internationalen, gesamtösterreichischen und oberösterreichischen Erfahrungsaustausch neue Strategien für die Ort- und Siedlungsplanung entwickelt. Die rechtlichen Grundlagen für eine dreistufige Raumordnung (Bund, Länder und Gemeinden) und ein Entwurf für ein diesbezügliches Bundesrahmengesetz, etc. waren Gegenstand der Beratungen – Jahrzehnte vor einer Gesetzgebung der Länder.⁴ Die Realisierung konnte

jedoch nur nach den jeweiligen alltäglichen Umständen vor Ort erfolgen. Die Dokumentation des Erfahrungsaustausches und der Fachberichte/Konzepte erfolgte in dem in Wien – trotz großem Papiermangels – gegründeten „Der Aufbau“, einer Fachschrift für Planen, Bauen und Wohnen – (Hrsg. Stadtbauamt Wien) unter der Leitung von Rudolf J. Boeck. „Der Aufbau“ wurde damit und durch die komplexe Ausrichtung der Fachbeiträge ab 1946 zu der zentralen fachlichen Drehscheibe für den „Wiederaufbau durch Landesplanung“.⁵

Vom 3. bis 6. Februar 1948 fand in Bad Ischl, Oberösterreich, die erste und gründende Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner nach einer im Oktober des Vorjahres abgehaltenen ersten Zusammenkunft in Wien statt. Die Vormittage waren den Vorträgen gewidmet, während die Nachmittage der Ausarbeitung eines Textentwurfes für ein österreichisches Raumordnungsgesetz auf nationaler Ebene vorbehalten blieben. Die Abende waren zwanglosen Zusammenkünften gewidmet, bei denen u. a. Filme über Landesplanung und Städtebau, Verkehrswesen und Grünflächenprobleme aus dem In- und Ausland gezeigt und Diskussionen über Baufibel, Ortssatzungen, „wissenschaftliche Landschaftsgestaltung“ u. a. geführt wurden. Themen der Vormittage waren: Stadtbaudirektor Dipl.-Ing. Gundacker: Aufgaben der Arbeitstagung Ischl; Prof. Franz Schuster: Grundlagen und Aufgaben einer Landesplanung in Österreich; Landesbaudirektor Hofrat Dipl.-Ing. Alfred Sighartner: Die oberösterreichische Landesplanung mit besonderer Berücksichtigung der Salzkammergutplanung; Gustav Krall (Kommission für Raumforschung an der Akademie der Wissenschaften in Wien): Statistik als Grundlage der Raumforschung; Arch. Dipl.-Ing. Anton Schimka: Organisation und Methode der Landesplanung; Arch. Rudolf Hirschmann, Linz: Landesplanung und wissenschaftliche Landschaftsgestaltung; Walter Pfitzner, Wagrain: Notwendigkeit einer einheitlichen methodischen Darstellung in der österreichischen Landesplanung; Doz. Dr. Adalbert Klar: Denkmalpflege und ihre Aufgabe in der Landesplanung und Architekt Ernst Steiner, Linz: Über die Frage der Ortssatzungen. Bei den anschließenden Exkursionen besuchten die Teilnehmer praktische Beispiele von „Landesplanungsarbeit“ und vom Wiederaufbau in Oberösterreich.

4. Die Wanderausstellung der Bundesländer „Warum Raumordnung in Österreich“ – Öffentlichkeitsarbeit in Sachen „Landesplanung“

Eine Wanderausstellung aller Bundesländer (!) unter dem Titel „Warum Raumordnung in Österreich“ mit 29 Tafeln in drei thematischen Abschnitten (Wissenschaftliche Bearbeitung: Arbeitsgemeinschaft für Raumforschung und Planung (später Österreichisches Institut für Raumplanung), thematischer Entwurf: W. Jäger, Graphik: W. Jaruska und Redaktion: F. Schuster, Wien), brachte der breiten Öffentlichkeit in den Bundesländern und beim



Abb. 4: Ausstellung „Warum Raumordnung in Österreich“

XXIII. Internationalen Städtebaukongress in Wien das Konzept der „Raumordnung und Landesplanung“ näher (Der Aufbau, 1956). Ein kleiner gesamtösterreichischer Katalog der Wanderausstellung (Jäger, 1956) erläuterte in den Abschnitten „Warum Raumordnung und Landesplanung?“, „Aufgaben und Ziele der Raumordnung“ sowie „Aus der praktischen Landesplanung“ die äußerst illustrativen Graphiken der 29 Tafeln (darunter Tafel 25: Neubildung von Industrielandschaften: Ein neues Braunkohlenrevier in Oberösterreich).⁶ Einzelne Bundesländer fügten zum gesamtösterreichischen „Kern“ der Wanderausstellung Beispiele im Detail aus dem jeweiligen Landesgebiet (vgl. z. B. Amt der Niederösterreichischen Landesregierung bzw. Amt der Steiermärkischen Landesregierung).

5. Die „Landesplanungsstelle der Oö. Landesbaudirektion“, das Konzept „Landesplanung“ und Ort- bzw. Siedlungsplanung in der Zeit des Wiederaufbaus

Der oberösterreichische Landtag hat über Vorschlag von Alfred Sighartner am 15. Dezember 1937 ein Landesplanungsgesetz, einen ersten und sehr frühen Versuch in Österreich, Rechtsgrundlagen für die überörtliche Raumplanung – das erste Landesplanungsgesetz im deutschen Sprachraum – zu schaffen und fachliche, organisatorische und raumordnungspolitische Konzeption



Abb. 5: Landesbaudirektor für Oberösterreich, w. Hofrat Dipl.-Ing. Alfred Sighartner. Bildnachweis: Österreichische Gesellschaft zur Förderung von Landesforschung und Landesplanung



Abb. 6: Landeshauptmann-Stellvertreter Felix Kern (1892–1955). Bildnachweis: Österreichische Gesellschaft zur Förderung von Landesforschung und Landesplanung

„Landesplanung“ zu entwickeln, beschlossen.⁷ Auf dieses Konzept konnte nach 1945, nach den Jahren der zwangsmäßigen Außerdienststellung (1938–1945) von Alfred Sighartner und der Verhaftung des LH-Stellvertreter Felix Kern im Jahre 1938 (Gefangenschaft und NS-KZ) aufgebaut werden und sofort nach der Einrichtung der Oö. Landesplanungsstelle samt Statut (Landtagsbeschluss vom 12.9.1946) mit dessen Umsetzung begonnen werden.⁸

Obwohl nur Teile eines Rechtsinstrumentariums für die Raumordnung im heutigen Sinn vorhanden waren, waren doch wichtige Basiselemente für die Umsetzung einer Raumordnungspolitik, die oö. Landesplanungsstelle und erste „Grundsätze“ für die Planung 1946 (mit einer erlassmäßig fixierten Kompetenz, Koordinierungspflicht – Rechtswirksamkeitsdatum 27.9.1946 / Statut gemäß Landtagsbeschluss 1947) eingerichtet. Die rechtlich abgesicherte koordinierende Tätigkeit der oö. Landesplanungsstelle förderte in immer größerem Ausmaß bei den planenden Fachabteilungen großräumige Betrachtungsweisen und raumgemäßes Denken in größerem Zusammenhang. Darüber hinaus erfolgte die Wahrnehmung überörtlicher Kriterien bei der fachlichen Prüfung im Zuge der aufsichtsbehördlichen Genehmigung der Flächenwidmungs- und Bebauungspläne der Gemeinden und begleitende Beratung durch das Amt der Oö. Landesregierung sowie den Aufbau einer zielorientierten Raumforschung. Durch die Bauordnungsnovelle wurden im ersten Schritt verbesserte gesetzliche Grundlagen zur Verhinderung der „wildes Siedlungen“ (Splittersiedlung) (z. B. Genehmigungspflicht für Parzellierungen und Ortsbebauungspläne, Begutachtung von Grundteilungen für Bauparzellen (19.7.005 Anträge) geschaffen (*„Infolge der überaus starken Bautätigkeit nach dem Krieg hat die oö. Landesplanungsstelle bis 1954 in 156 Gemeinden bei der Beratung, Begutachtung Prüfung und Genehmigung ihrer Ort- und Siedlungsplanungen mitgewirkt.“* [Tätigkeitsbericht S. 12]). Zu erwähnen sind hier auch beispielhaft jene frühen Projekte der Raumforschung und Regionalplanung, die durch Beschlüsse des Oö. Landtages gedeckt, über Initiative von Alfred Sighartner und LH-Stellvertreter Felix Kern strategisch vorbereitet und umgesetzt wurden. Alfred Sighartner erwähnt in seinem Überblick über die Landesplanung vier große Gebiete für die Durchführung der Regionalplanung, für die einstimmige Landtagsbeschlüsse vorlagen: das Salzkammergut, den um Linz und Wels gelagerten oö. Zentralraum samt wasserwirtschaftlicher Planung Welser Heide, den Raum Steyr-Enns und den Industrieraum Vöcklabruck-Timelkam-Agerzell (Lenzing). Für ein fünftes Gebiet, das Kohlengbiet Wildshut-Ostermiething – Obernberg (Gebiet Trimmelkamm), war 1948 der Landtagsantrag eingebracht. In der Folge vergab die Oö. Landesregierung z. B. die „Regionale Überschau oberösterreichischer Zentralraum“ und die Gebietsplanung Trimmelkam. Unter den visionären Konzepten, exemplarischen Maßnahmen bzw. Projekten der Nachkriegszeit seien die „Salzkammergutplanung“, die erste Regionalplanung im deutschsprachigen Raum in der Zeit der Mangelwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg⁹,

regionale Gebietsplanung Trimmelkam samt Konzept der „Generellen Flächenwidmungsplanung“ und das österreichische Vorzeigeprojekt der Wiederaufbauzeit in Alleinstellung – der Wiederaufbau des Marktes und der späteren Stadtgemeinde Attnang-Puchheim – herausgehoben.

C. DER STADTKERN VON ATTNANG-PUCHHEIM – EIN HERAUSRAGENDES ENSEMBLE DES „STÄDTEBAUES DER NACHKRIEGSMODERNE“ IN ÖSTERREICH UND „VORZEIGEBEISPIEL“ DES WIEDERAUFBAUS

6. Attnang-Puchheim und die Westbahn

Der Bahnhof Attnang-Puchheim, Teil der Magistrale Westbahn, wurde 1860 eröffnet. Mit Fertigstellung der Salzkammergutbahn 1877 wurde der Bahnhof einerseits zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, über den das Salz aus dem Salzkammergut problemlos zur Magistrale Westbahn transportiert werden konnte. Andererseits war der Bahnhof Endstation der ersten Kohlenbahn Österreichs. Durch die Bedeutungssteigerung der Eisenbahn und des Standortes an sich, wurde z. B. in den Jahren 1906 und 1907 ein neues Heizhaus mit großem Ringlokschuppen und Drehscheibe errichtet und die Salzkammergutbahn im Jahr 1924 auf elektrischen Betrieb mit damals modernster Maschinenausstattung umgestellt.¹⁰

7. Attnang-Puchheim – Stätte der Erinnerung an die Grausamkeit des Zweiten Weltkriegs

Die Westbahn, die „41 Tage. Kriegsende 1945 – Verdichtung der Gewalt“, die letzte Transportroute für Flüchtlinge aus dem Osten und Evakuierungszüge von Frauen und Kindern.

Die Westbahnstrecke bildete in der Endphase des Zweiten Weltkrieges eine zentrale Verkehrs- und Transportinfrastruktur, deren Bahnhöfe, Strecken des Oberbaues mit ihren Schienen und zugehörigen Einrichtungen, grundsätzlich ein strategisches Angriffsziel waren. Nach dem Zusammenbruch der Ostfront, Verlust der Luftherrschaft und dem Rückzug der deutschen Truppen im Jahre 1944, verstärkten sich die Luftangriffe der alliierten Streitkräfte auf einem in Europa ab 1943 neben anderen Gebieten entstandenen, stetig schrumpfenden, von deutschen Truppen gehaltener NS-Machtbereich – vereinfacht formuliert – zwischen der Ost- und Westfront bis zur bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 7./8. Mai 1945.¹¹ Im unmittelbaren Einzugsbereich lagen das KZ-Hauptlager Mauthausen/Gusen mit den unterirdischen Stollen „Bergkristall“ (St. Georgen an der Gusen), die KZ-Nebenlager Ebensee (Deckname „Kalk“) mit Stollen und Kavernen bzw. das KZ-Nebenlager Redl-Zipf (Deckname „Schlier“). Es sind aber nicht nur militärische Interessen zu sehen. Die Strecke war auch eine der letzten

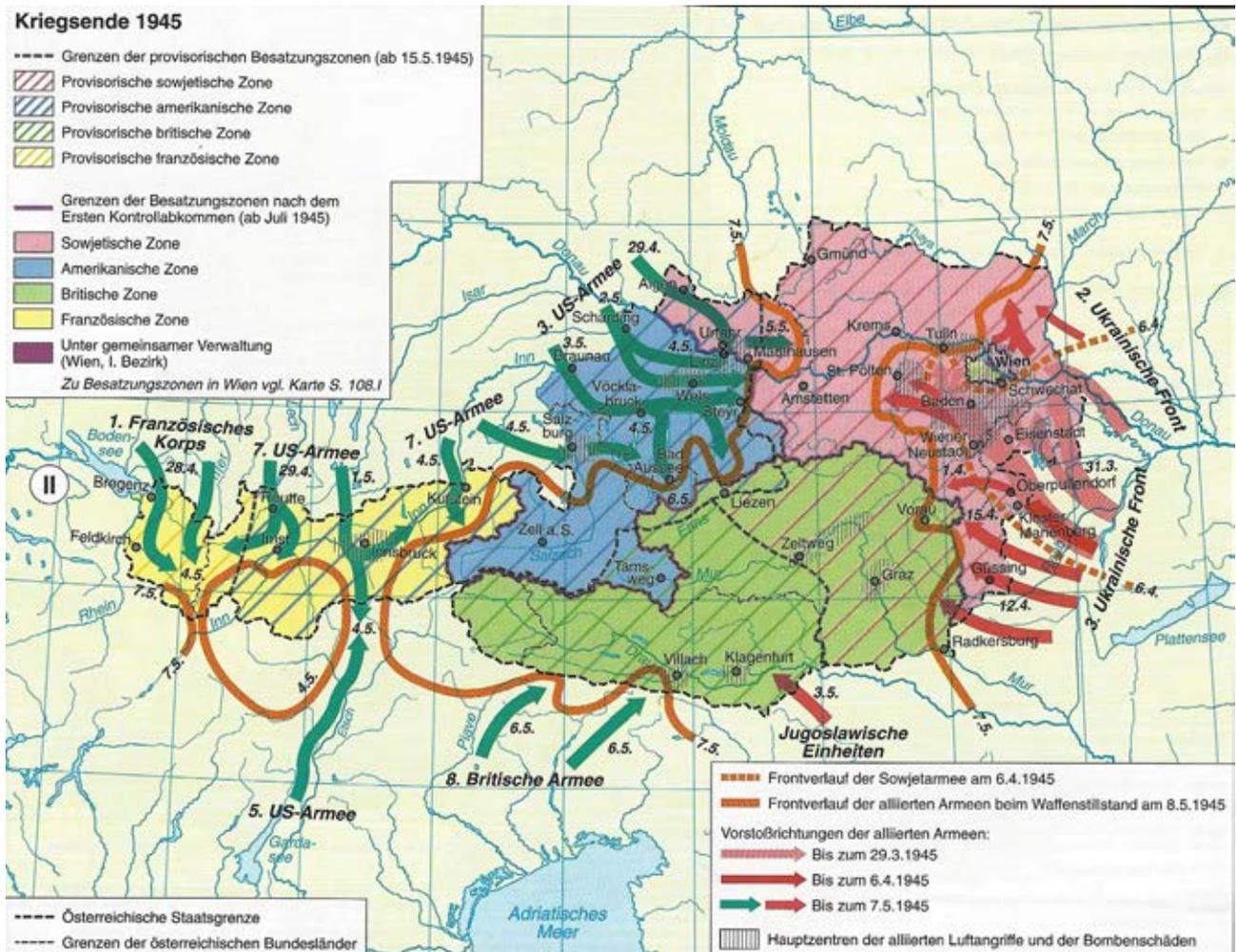


Abb. 7: Österreich 1945. Gerhard Botz stellt in seiner komplexen Karte Österreich in den letzten Kriegstagen und der Nachkriegszeit einerseits die Stoßrichtungen der Alliierten Truppen bzw. den daraus entstandenen, stetig schrumpfenden, von deutschen Truppen gehaltener NS-Machtbereich – zwischen der Ost- und Westfront – bis zur bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 7./8. Mai 1945 dar. Andererseits wird die Aufteilung Österreichs unter den Besatzungsmächten (Besatzungszonen der Alliierten) in ihrer Genese verdeutlicht, die auf den Handlungsspielraum und die Notwendigkeit einer österreichweit agierenden „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ verdeutlicht. Attnang-Puchheim, südlich der Donau, lag in der Amerikanischen Besatzungszone. Bildnachweis: Gerhard Botz (F. W. Putzger – E. Bruckmüller (Hrsg. 2000): Historischer Weltatlas zur allgemeinen und österreichischen Geschichte. Karte „Der Zweite Weltkrieg in Europa“ S. 80)

Transportrouten für Flüchtlinge aus dem Osten und z. B. auch für Evakuierungszüge von Frauen und Kindern aus der angesichts des Angriffs der Roten Armee zum Verteidigungsbereich, zur „Festung“ erklärten Stadt Wien. Es galt das Standrecht, Frauen und Kinder sollten so weit wie möglich die Stadt verlassen. Die „Schlacht um Wien“ war am 13. April beendet.

Die Westbahn und Attnang-Puchheim – Ziele der amerikanischen Luftwaffe

In den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges war Attnang-Puchheim, wie viele anderen Städte und Orte Ziel von schweren Bombenangriffen. Helmut Böhm¹² hat in seinem Buch „Tag der Tränen“ den schweren Bombenangriff, die Strukturen der amerikanischen Luftwaffe und den Einsatz der amerikanischen Staffel, etc. ausführlich dokumentiert. Dabei entdeckte er auch eine Verkettung unglücklicher Umstände, die für die Wahl des Angriffszieles Eisenbahnknoten Attnang-Puchheim ausschlaggebend waren.

Demnach seien zunächst der Brenner, dann Rosenheim die eigentlichen Angriffsziele der US-Bomber gewesen. Wegen schlechter Sicht flogen sie weiter nach Attnang-Puchheim ... Um exakt 10.57 Uhr schlug am 21. April 1945 die erste Bombe ein. Erst drei Stunden später drehten die letzten Bomber der 9. und 15. US-Luftflotte wieder ab. Dazwischen gingen in 33 Angriffswellen die Bomben nieder. Dabei wurden Attnang-Puchheim, die Bahnhofsgebäude und Gleisanlagen samt 67 dort abgestellter Lokomotiven und 560 Waggons vollständig zerstört. Am Bahnhof und auf dem unmittelbar nördlich davon gelegenen „Kreuzland“ kamen mehr als 700 Menschen ums Leben, von denen nur 208 identifiziert werden konnten. Die Zahl der Toten aus den überfüllten Flüchtlingszügen konnte nie genau bestimmt werden. 120 Wohnhäuser und 277 Wohnungen wurden total zerstört, 276 Wohnhäuser und 356 Wohnungen beschädigt. Die Volks- und Hauptschule, Badeanstalt sowie alle Gasthöfe, Geschäfte und Beherbergungsbetriebe wurden zerstört. Gleiches gilt für das Straßen-, Wasserleitungs- und Kanalnetz (Traxler, Stephan (1980):

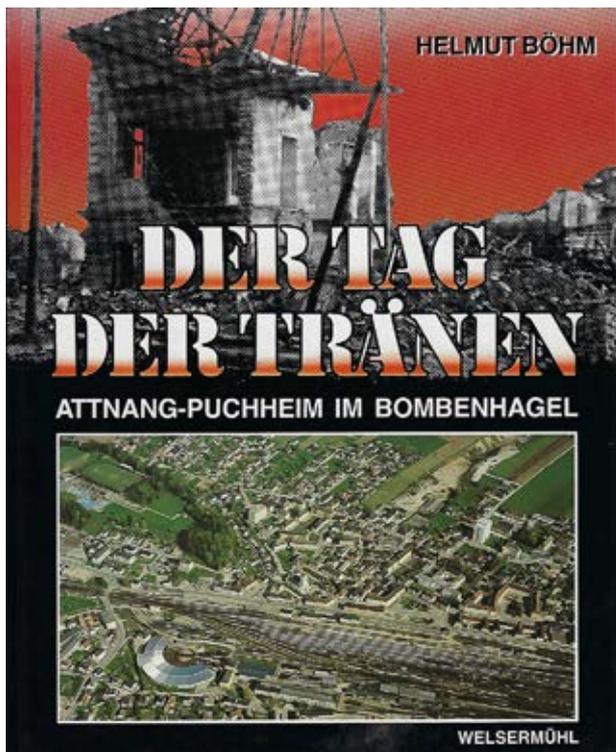


Abb. 8: Cover des Buches von Helmut Böhm: 1945 – der Tag der Tränen – Attnang-Puchheim im Bombenhagel zweier US-Luftflotten. Bildnachweis: Helmut Böhm

Attnang-Puchheim 1945–1955. In: Traxler, Stefan und Böhm, Helmut: 25 Jahre Marktgemeinde Attnang-Puchheim. Attnang-Puchheim 1980. S. 90).

8. Der neue Stadtkern von Attnang-Puchheim – städtebauliches Konzept, Arbeitsschritte und Instrumente

Rudolf J. Boeck und seine Würdigung der Planungskonzeption und des Wiederaufbaus als Vorzeigebispiel

Der Architekt und Stadtplaner Rudolf J. Boeck¹³ war einer der führenden Fachleute Österreichs, der neue Grundsätze und Zielrichtungen für den Wiederaufbau sowie die Stadt- und Ortsplanung auch aus einer internationalen Perspektive formulierte. Aus seiner fachlichen Expertise heraus, konnte er einerseits wesentlich zur Entwicklung neuer Rechts- und Fachinstrumente für den Wiederaufbau Österreichs (z. B. Wohnbauförderung 1954 – anfänglich war ein Viertel der Mittel für ein Barackenbeseitigungsprogramm zweckgebunden) beitragen und andererseits selbst in der Praxis Aufbau-Projekte in Wien realisieren. Seine Beiträge und sein Ethos haben besonderes Gewicht und Aussagekraft – es spricht ein Betroffener und Zeitzeuge des NS-Regimes, der tragischen Kriegszeit und der großräumigen Zerstörung der Stadtstruktur bzw. Bausubstanz Wiens.



Abb. 9: Attnang-Puchheim, 21. April 1945: Das Bahnhofsgelände, die Gleisanlagen samt 67 abgestellter Lokomotiven und 560 Waggons wurden vollständig zerstört. Bildnachweis: Stadtarchiv Attnang-Puchheim (Eva Kurz)



Abb. 10: Rudolf J. Boeck (1907–1964) war einer der führenden Fachleute Österreichs im Fachgebiet Wiederaufbau sowie die Stadt- und Ortsplanung. Er beschrieb 1947 in einem umfangreichen Bericht „Attnang-Puchheim wird wieder aufgebaut“ in „Der Aufbau“ das Modell „Attnang-Puchheim“ und nahm 1948 an den Arbeitstagen der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ in Bad Ischl teil. Bildnachweis: „Wien Geschichte Wiki“ / Historisches Lexikon Wien von Felix Czeike. Wien

Das Konzept für den Stadtkern und den Wiederaufbau

Die Erstellung eines Gesamtkonzeptes für den Wiederaufbau im Sinne einer „weitschauenden Planung und Regulierung“ wurde Architekt Lois Stelzer aus Gmunden im Einvernehmen mit den zuständigen Planungs- und Baubehörden der oö. Landesbaudirektion übertragen. Für das Projekt „Wiederaufbau Marktplatz Attnang-Puchheim“ wurde eine „Bauoberleitung“ (Arch. Dipl.-Ing. Immelmann (Oö. Landesbauamt) und Arch. Dipl.-Ing. Lois Stelzer (Ortsplanungsausschuß Attnang-Puchheim)) eingerichtet, die nach folgenden Grundzügen für das Gesamtkonzept des Wiederaufbaus arbeitete:

- Aufstellung eines Wirtschaftsplans, der Wohn-, Industrie-, Verkehrs- und Erholungsgebiete entsprechend trennt, wobei im
- Einvernehmen mit der Bahn und der Straßenverwaltung auf die zu erwartende Verkehrssteigerung besondere Rücksicht genommen wurde.
- Der neue, verdichtete Stadtkern bildete gestalterisch und funktionell ein charakteristisches Stadtensemble, in dem drei Plätze gestaltet wurden (Bahnhofplatz, Marktplatz und Rathausplatz) bzw. wobei auf
- die Schonung der Grün- und landwirtschaftlichen Flächen Bedacht genommen wurden.



Abb. 11: Der Aufbau. Das Titelblatt des Hefes „Oberösterreich“. H. 7/8 1947. Bildnachweis: Autor. In dieser Ausgabe des „Aufbaus“ beschrieb Rudolf J. Boeck das Modell „Attnang-Puchheim“ in einem umfangreichen Bericht „Attnang-Puchheim wird wieder aufgebaut“. Von den weiteren Autoren seien noch die bereits erwähnten Beiträge von Alfred Sighartner über die Entwicklung, den Stand und das Ziel der Landesplanung in Oberösterreich“ sowie von Rudolf Hirschmann über „Landesplanung und wissenschaftliche Landschaftsgestaltung“ – mit heutigen Begriffen Landschaftsplanung und Grünordnung – hervorgehoben

- Gleiches galt auch für die Erneuerung der Abwasser- und Wasserversorgungsanlagen.
- Schutz des „wertvollen Barockschloßes Puchheim vor einer Gefährdung durch bauliche Maßnahmen und unnatürlicher Veränderung des organisch bedingten Landschaft- und Ortbildes“ (S. 126).
- „Neben der städtebaulichen Neugestaltung war auf die architektonischen Aufgaben Rücksicht zu nehmen. Es war ein Weg zu finden, der die alten Fehler vermeiden und ein typisches Ortsbild ermöglichen sollte“ (S.126).

Die „Ortssatzung“ vom 1.4.1947

Nach der Aussendung der „Bauoberleitung“ galt ab 1.4.1947 die „Ortssatzung“, die in einem Rundschreiben „An alle Bauschaffenden und Bauenden am Wiederaufbau von Attnang-Puchheim“ in der Gemeinde bekannt gemacht worden war (Stadtarchiv Attnang-Puchheim (Eva Kurz). Archivalie: Bauamt- Baupolizei Nr. 605/1-3 (1945–1955)). Folgende Gesichtspunkte waren zu berücksichtigen:

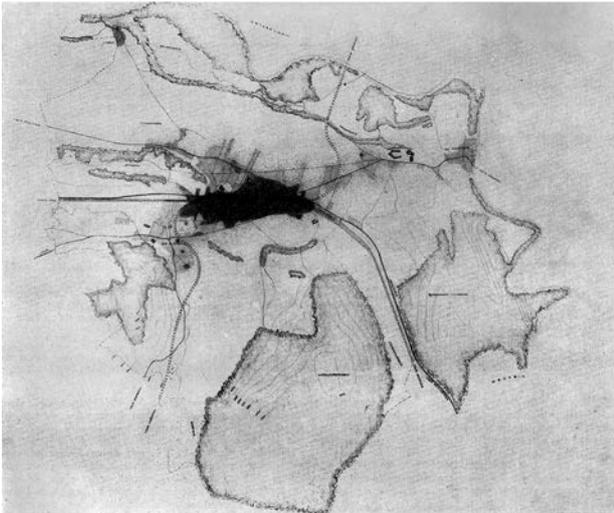


Bild 6. Alter Wirtschaftsplan bis zur Zerstörung.

Rechts oben das schöne alte Barockschloß Puchheim, mit Wallfahrtskirche, zentral des Bahngeländes. Die sich mehr und mehr in das bäuerliche Land unregelmäßig hineinziehenden Siedlungsstellen sind klar erkennbar. Die Folge ist ein ungeordneter Ortsrand mit ständig provisorischer Tendenz, der durch seine Unkontrollierbarkeit eine dauernde Gefahr für den Grünzonenbestand besonders links bildet. Auch der unterhalb des Bahngeländes, das dortal ausgewiesen ist, gelegene Landstreifen wird offensichtlich schon in seiner ursprünglichen bäuerlichen Struktur gefährdet. In diesem alten Wirtschaftsplan war auch kein industriell geeignetes Gelände ausgewiesen. Die Folge mußte sein, daß Betriebe Baugründe, in erster Linie Ackerland, aufkauften und damit eine weitere Zerstörung der bäuerlichen Basis des Ortes bewirken würden.

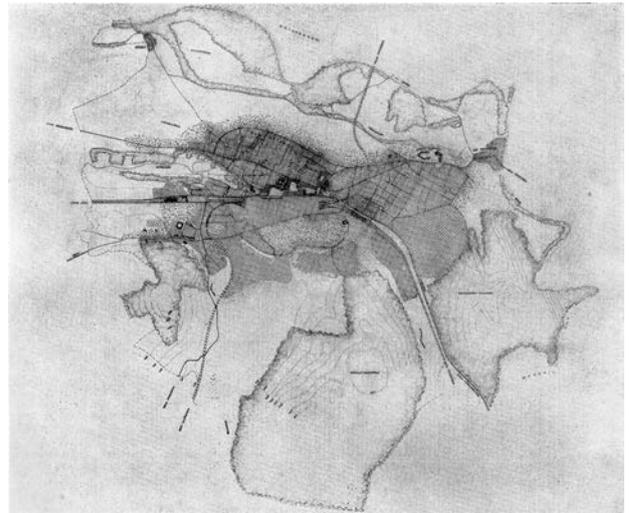


Bild 7. Neuer Wirtschaftsplan vom Jänner 1946.

Auf den neuen Ortskern ist bereits Rücksicht genommen. Der im Bild oben liegende südliche Ortsrand ist durch eine Randstraße, die teilweise zu einer Umlegung von Straßen, Wegen und Parzellen zwang, soweit scharf abgegrenzt, daß eine weitere Gefährdung des landwirtschaftlich genutzten Landes nicht mehr befürchtet werden muß. Das Gebiet unterhalb des Schlosses Puchheim (rechts oben) ist als neues, ungemein erweiterungsfähiges Siedlungsland ausgewiesen. Unterhalb des arrendierten Bahngeländes sind neues Siedlungsland und ein Industrie- und Lagerungsgelände in reichlicher Ausdehnung vorgesehen, um dem Orte eine genügend, gesunde industrielle Arbeitsbasis zu gewährleisten. Grünschutzzonen sind reichlich vorgesehen, um den landschaftlichen Charakter eines Fremdenverkehrsortes zu wahren.

Abb. 12: Alter Wirtschaftsplan Attnang-Puchheim. Bildnachweis: Der Aufbau

Abb. 13: Neuer Wirtschaftsplan Attnang-Puchheim. Bildnachweis: Der Aufbau.

A. Städtebauliches

1. Verbauungsplan.
2. Parzellierungen von Gründen.
3. Wohnsiedlungsgebiet.
4. Nebengebäude.
5. Grenzabstände.
6. Aufschließung.

B. Baugestalterisches

1. Dachform und Dachneigung.
2. Dachdeckung.
3. Dachfensteranbringung.
4. Dachvorsprung und Gesimsausbildung.
5. Verkleidungen.
6. Kaminkopfausbildungen.

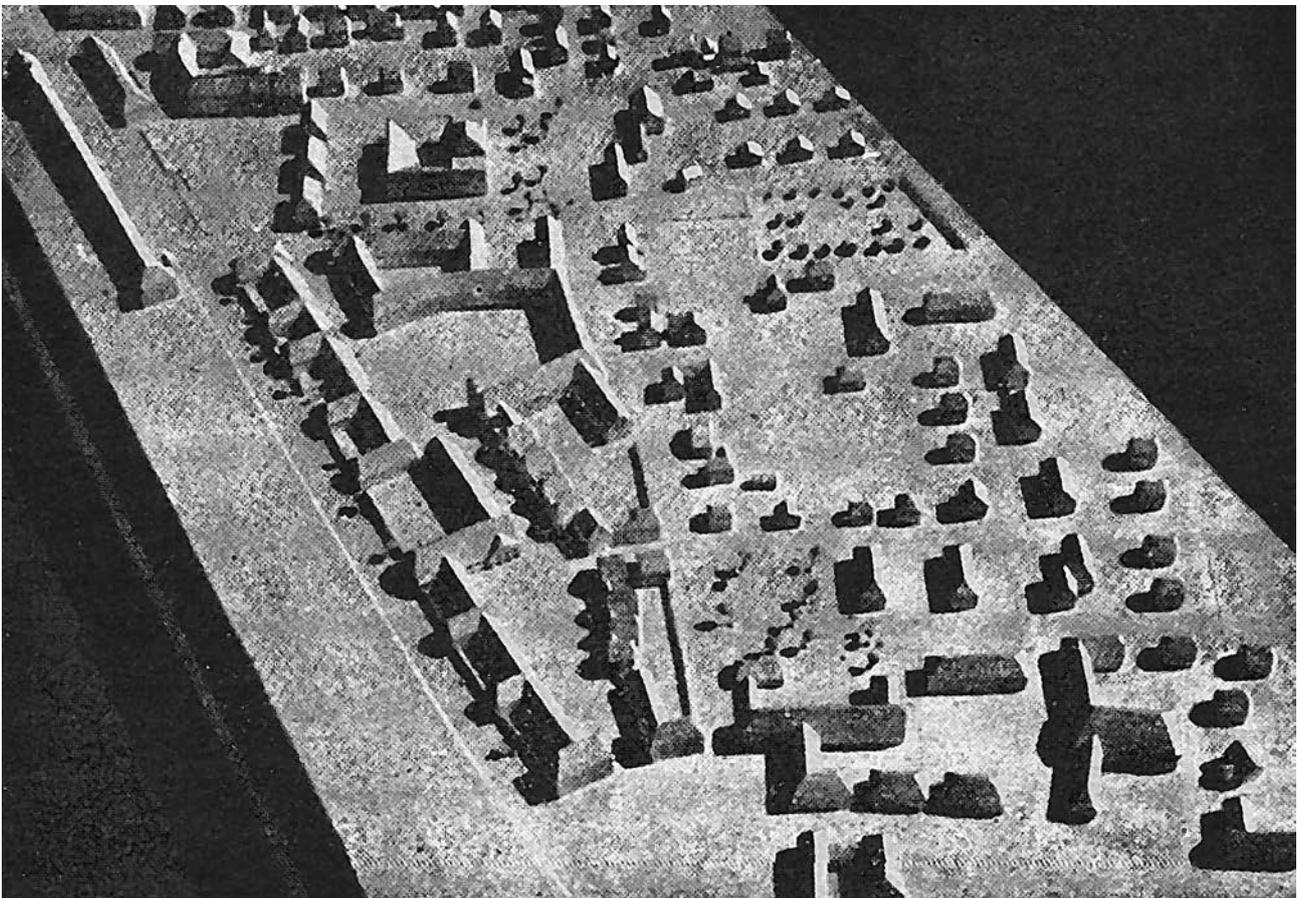


Abb. 14: Der Stadtkern Attnang-Puchheim – Neuplanung. Das städtebauliche Gesamtkonzept für das Zentrum im Gesamtgefüge. Foto des Modells in der Ausstellung. Bildnachweis: Der Aufbau

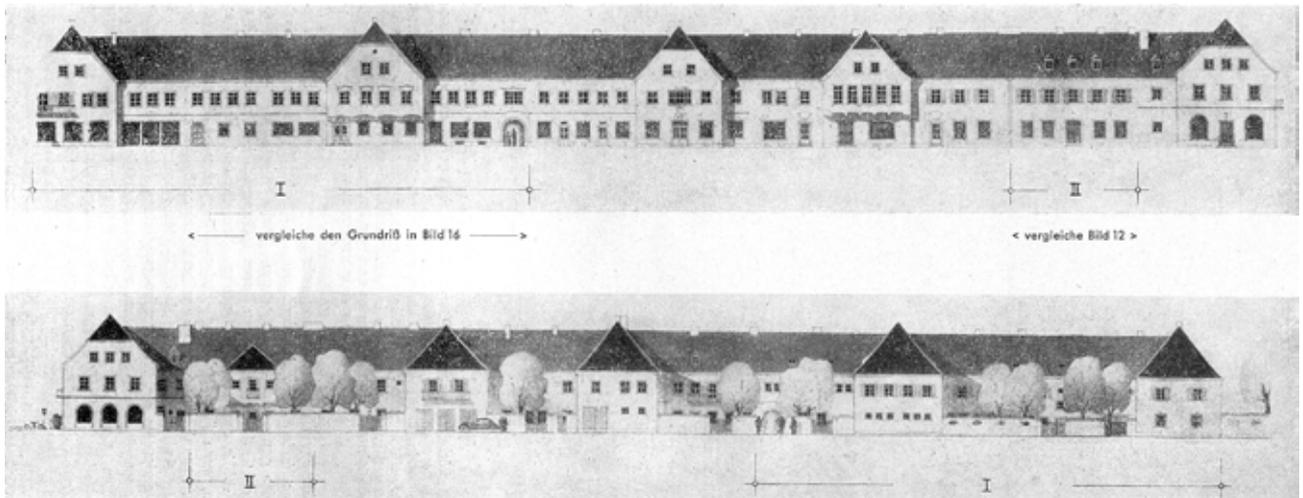


Abb. 15: Die Städtebauliche Gesamtkonzeption – Attnang-Puchheim: Der Entwurf für die Wohnhausanlage Reichstraße – Rathausplatz. Bildnachweis: Der Aufbau

7. Fensterdetaillausbildung mit Torausbildung. 8. Sockelausbildung. 9. Schaufenster, 10. Fassade.

C. Bauwirtschaftliches und Organisatorisches.

Dieser Abschnitt enthält unter anderem Richtlinien (sieben Punkte) für den sparsamen Umgang mit Baumaterialien und Wiederverwendung von Abbruchmaterialien (Ziegel, etc.). Weitere Punkte betreffen die Zurückstellung der Anbringung von Dachrinnen wegen des Eisens- und Blechmangels, die Errichtung eines Kinderspielplatzes vor der Schule auf dem Areal einer aufgelassenen Schottergrube mit gleichzeitiger Bitte an die Bauunternehmer um Abfuhr von Aushubmaterial in diese Grube und Zuteilungsrichtlinien für Baumaterialien.

D. LOIS STELZERS STÄDTEBAULICHES KONZEPT UND DAS TEAM DER ARCHITEKTEN – „ARCHITEKTUR IST GESTALTUNG DES EINZELBAUWERKES UND STÄDTEBAU“

9. Das städtebauliche Konzept Lois Stelzers für den Stadtkern.

Zentrale Bedeutung kommt Lois Stelzer auch als Städtebauer für das Projekt „Wiederaufbau Marktplatz Attnang-Puchheim“, also für den städtebaulichen Entwurf des Stadtkerns und der heutigen Stadtgestalt des Zentrums zu – einem singulärem Beispiel des „Städtebaues

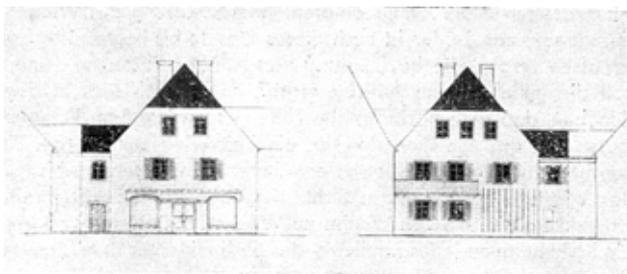


Bild 19. Einfamilienhaus in geschlossener Bauweise.

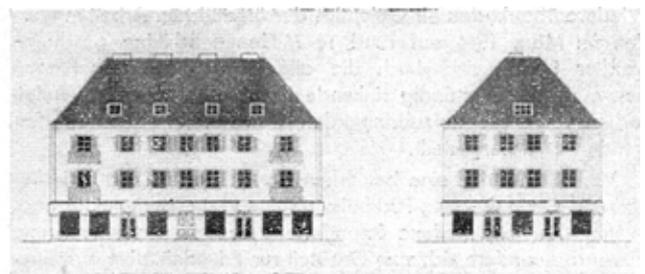


Bild 20. Größeres freistehendes Wohnhaus.

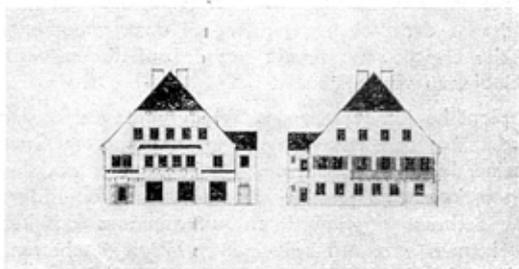


Bild 21. Geschäftshaus.



Bild 22. Ein Gasthof.

Abb. 16: Die städtebauliche Gesamtkonzeption – Attnang-Puchheim: Entwürfe für Einfamilienhäuser, größere Wohnhäuser, Geschäftshaus und Gasthof, etc. Bildnachweis: Der Aufbau

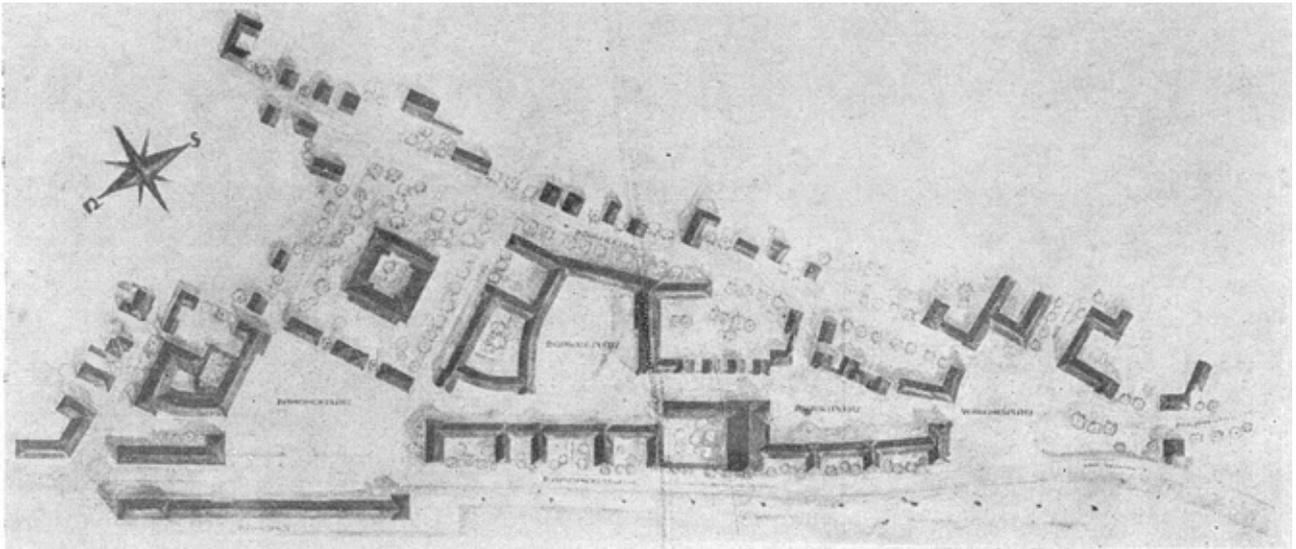


Bild 4. Der neue Ortskern von Attnang-Puchheim in ungefähr gleichem Maßstabe wie Bild 2.

Die vor dem Bahnhofs verlaufende Bundesstraße ist zu einem großen Verkehrsplatz erweitert worden, der links das Bahnhofshotel (das große Objekt) und reichliche Parkgelegenheiten für Privatwagen und Autobusse hat. Rechts entwickelt sich aus dem Platz — parallel zur Bundesstraße — eine interne Ortsstraße, die als Ladenstraße ausgebildet ist und sich links zum Rathausplatz ausweitet. Sie verläuft dann weiter zu einem zweiten Platz — dem Marktplatz — und mündet in das große, wieder zum Platz erweiterte Verkehrs-dreieck, von dem nach rechts südsüdwestlich die Salzkammergutstraße und nach Südwest die Bundesstraße nach Salzburg weiterverläuft. In dieses Verkehrs-dreieck mündet auch die alte Römerstraße, die rein lokale Bedeutung hat und an der vor allem Einfamilienhäuser und gärtnerische Anlagen stehen. Man beachte, daß durch die neue Planung der Ortsverkehr ohne Kreuzungs-zwang mit der Hauptverkehrsstraße möglich geworden ist.

Abb. 17: Der Stadtkern Attnang-Puchheim – Neuplanung. Das städtebauliche Gesamtkonzept für das Zentrum in der Erläuterung von Boeck anhand der Pläne von Arch. Lois Stelzer. Bildnachweis: Der Aufbau

der Nachkriegsmoderne“. Der spezifische Charakter ist dem unterschiedlichen Stadtmuster, den Strukturmerkmale der Bauten, ihre Stellung zur Straße, ihre Dimension und Ausprägung, Straßen und Platzraum, Alleen und Gartengrün bzw. der Abfolge der Plätze ablesbar.

10. Das Team der Architekten

Rudolf J. Boeck nennt folgende Architekten, die im Rahmen des „Wirtschaftsplanes“ und städtebaulichen Konzepts Einzelwürfe ausarbeiteten: Eugen Wachberger¹⁴, Karl Rebhahn¹⁵, Erich Embacher, Franz Gary und Otto Fritsch von den „Staatseisenbahnen“. Alle Bauten haben einen spezifischen Charakter, der sich aus den Konzepten der Werkbünde der jeweiligen Länder¹⁶, der internationalen bzw. nationalen Vernetzungen¹⁷ in der Nachkriegszeit („Nachkriegsmoderne“) aber auch von Gegenbewegungen erklären läßt.¹⁸ Eugen Wachberger entwarf zum Beispiel ein Kleinhaus für einen kleinen Kaufmann, dessen Konzept an seine Entwürfe in der „Werkbundsiedlung Wien“ erinnern, die seit dem Jahr 2019 als Teil aller Werkbundsiedlungen als ein länderübergreifendes

„Europäisches Kulturgut der Europäischen Union“ von außergewöhnlicher Bedeutung in Wert gesetzt wurde. Sie sind gebaute Zeugnisse einer europäischen Avantgarde,

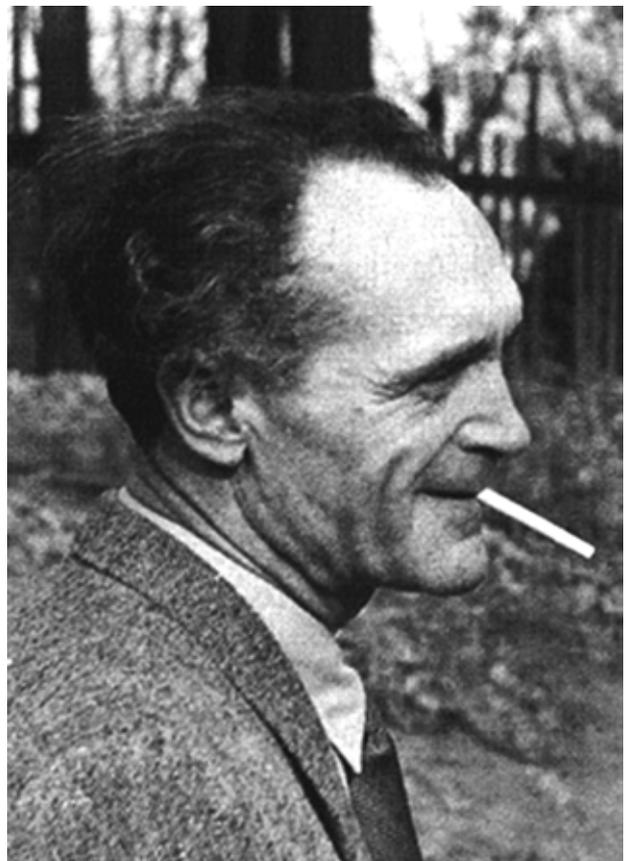


Abb. 18: Eugen Wachberger (*1904 – †1971) studierte 1922–1925 an der Kunstgewerbeschule Wien bei Carl Witzmann. Ab 1925 war er als freier Architekt tätig. 1931–1934 studierte er in der Meisterklasse von Clemens Holzmeister an der Akademie der bildenden Künste Wien, Assistent 1937/38 und wieder ab 1946. Nach der Emeritierung Holzmeisters übernahm er Anfang der 1960er Jahre als externer Professor dessen Meisterschule. Wachberger war als freier Architekt in Wien und Linz mit zahlreichen Projekten tätig und hatte u. a. ab 1935 eine Bürogemeinschaft mit Arch. Prof. Dipl.-Ing. Erich Boltenstern

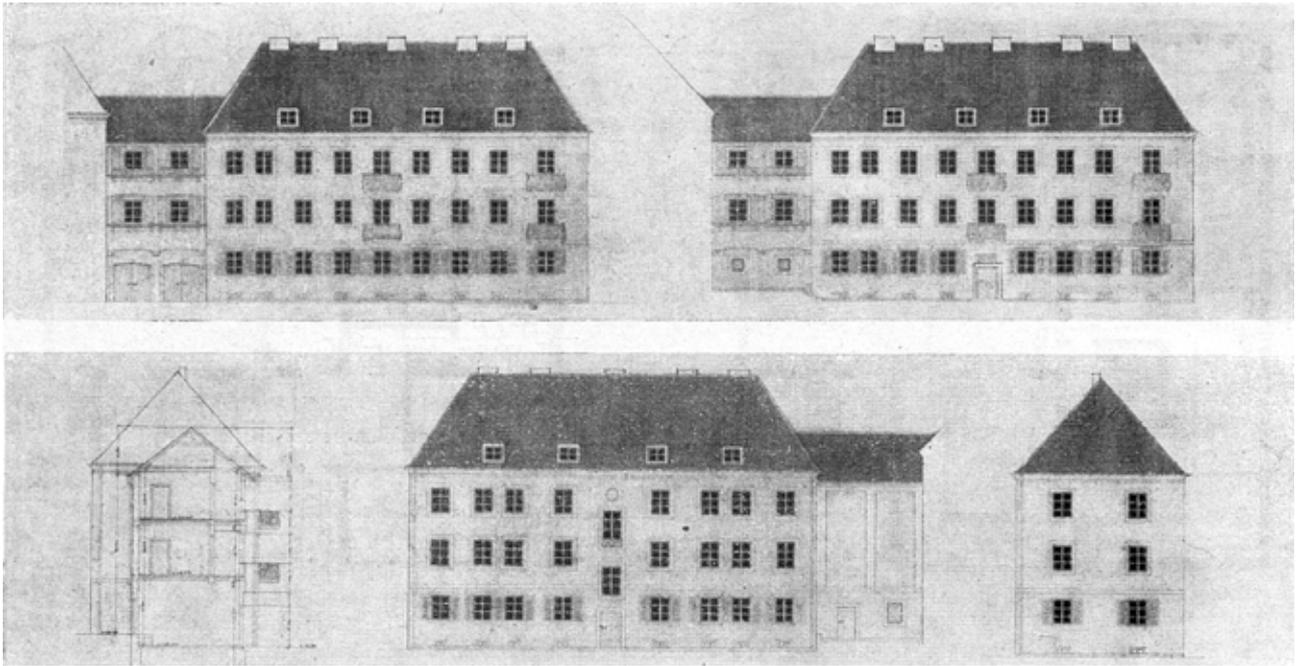


Abb. 19: Wohnbauten der Gemeinde Attnang- Puchheim. Entwurf Arch. Eugen Wachberger, Bildnachweis: Der Aufbau

die über Ländergrenzen hinweg den Grundstein der modernen Architektur in Europa legte.

Die Architektur der Pfarrkirche Hl. Geist samt Pfarrheim in Attnang-Puchheim führt zum Beispiel zu den Kirchenbauten und führenden Architekten dieses Genres¹⁹ in

dieser Zeit nach Klaffer am Hochficht, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Linz/Urfahr, Friedenskirche Christkönig und Scharnstein, Pfarrkirche Hl. Berthold.

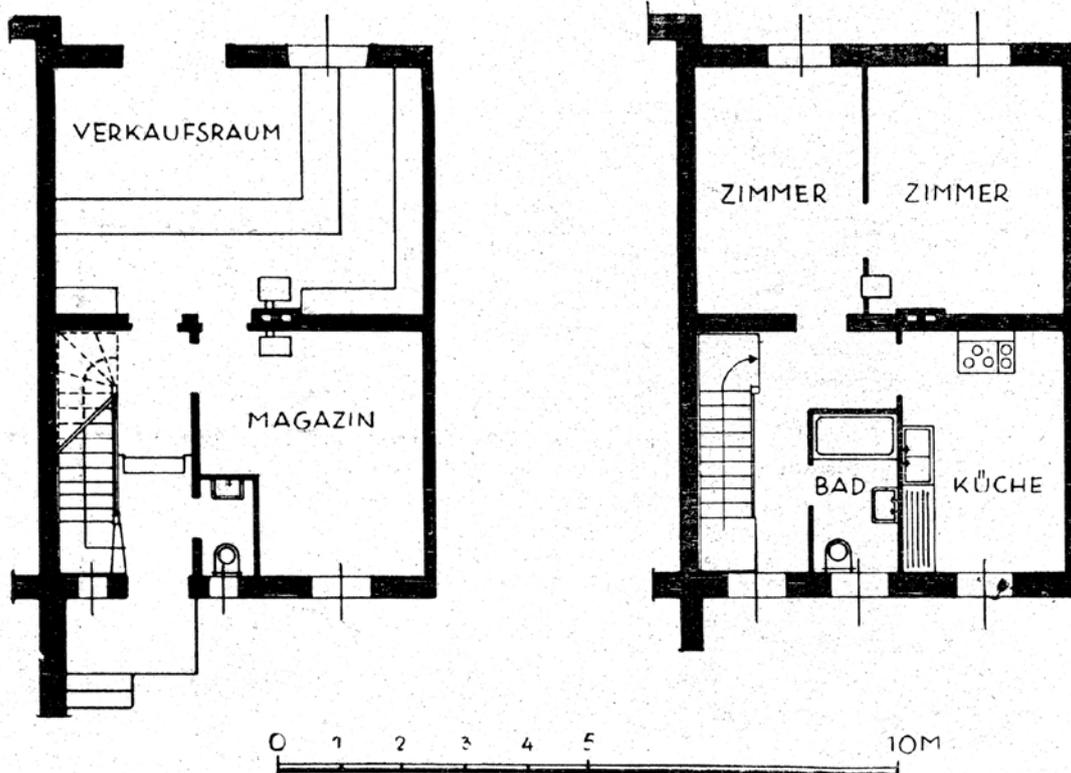


Abb. 20: Erdgeschoß und I. Stock eines Kleinhauses. Bauherr war ein kleiner Kaufmann. Entwurf Arch. Eugen Wachberger

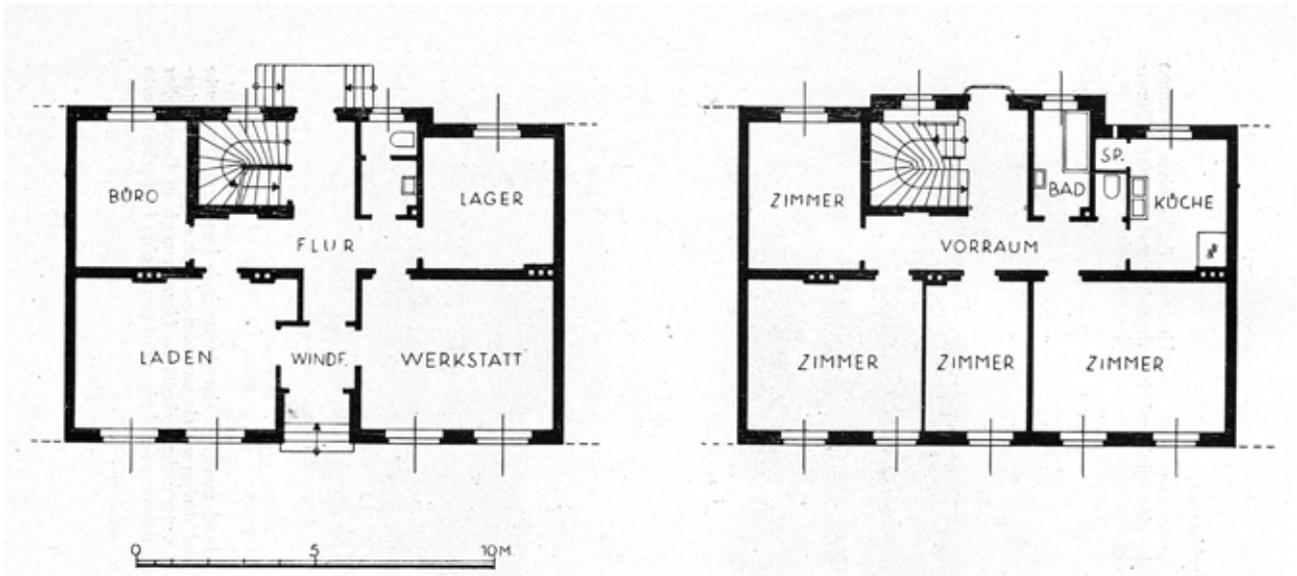


Abb. 22: Erdgeschoß und I. Stock eines Hauses an der Hauptstraße. Haus eines Gewerbetreibenden mit Werkstatt, Laden, Büro und Magazin. Entwurf Karl Rebhahn.



Abb. 21: Karl Rebhahn (* 27. Dezember 1912; † 2005) studierte an der Akademie der bildenden Künste Wien Malerei bei Ferdinand Andri und Architektur bei Clemens Holzmeister (Diplom). Nach Kriegsdienst 1940–1943 Assistent und Lehrbeauftragter an der Technischen Hochschule Linz-Wilhering im Stift Wilhering (Graduierung) und Promotion an der Technischen Hochschule Graz. Nach 1947 war er als Architekt in Linz selbständig

Endnoten

- 1 Der vorliegende Beitrag baut einerseits auf den grundlegenden Arbeiten von Gerhard Schimak, Christoph Braumann und Gerhard Doblhamer auf (Schimak, G. (1980): Das erste österreichische Landesplanungsgesetz aus dem Jahre 1937 für das Bundesland Oberösterreich. In: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung. H. 2/3/1980. Wien. S. 111–132. Braumann, Christoph: Stadtplanung in Österreich von 1918 bis 1945 unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Salzburg. Schriftenreihe des Instituts für Städtebau, Raumplanung und Raumordnung an der Technischen Universität Wien. Bd. 21. Wien 1986. Doblhamer, Gerhard (1970): Die Entwicklung der Stadtplanung der Stadt Salzburg, ihre Aufgaben und Möglichkeiten. In: Krebs, L.; Klotz, A.; Kunzmann, K. R. & Reining, H. (Hrsg. 1970) Planung, Raumordnung – Festschrift für Rudolf Wurzer, Wien, S. 77–84. Doblhamer, Gerhard (1972): Die Stadtplanung in Oberösterreich von 1850 bis 1938. Schriftenreihe des Instituts für Städtebau, Raumplanung und Raumordnung. Technische Hochschule Wien. Band 18. 1972.). Im Quellen- und Literaturverzeichnis eines Bandes des Musealvereines sind andererseits erstmals knapp 600 Quellen und Dokumente zur Geschichte der Raumplanung, Raumordnung und des Städtebaues Oberösterreichs zusammengestellt (vgl. Jeschke, Hans Peter (Hrsg. 2002): Das Salzkammergut und die Weltkulturerbelandschaft „Hallstatt - Dachstein / Salzkammergut“. Grundlagenforschung, Kulturlandschaftspflegewerk und Monitoring. Oö. Musealverein. Historische Reihe, Band 1. Linz). Aufbauend auf die vom Autor eingerichtete Rechtsdatenbank „Archiv der örtlichen und überörtlichen Raumordnung“ im Rahmen des Oö. Raumordnungskatasters hat der Autor 1994 die „Dokumentation der Instrumente des Städtebaus bzw. der Raumordnung der Stadt Attnang-Puchheim“ ausgearbeitet und sie dem Stadtarchiv Attnang-Puchheim übergeben.
- 2 Vgl.: Sighartner, A. (1949): Wiederaufbau in Oberösterreich. Tätigkeitsbericht der Oö. Landesbaudirektion 1945–1949. Schriftenreihe der Oö. Landesbaudirektion. Bd. 9. Oö. Landesbaudirektion (Hrsg. 1954): 1945–1954. Oö. Landesbaudirektion. Festschrift zur Ausstellung. Linz. Der Aufbau. Fachschrift für Planen, Bauen und Wohnen. Hrsg. Stadtbauamt Wien, 14. Jg., Nr. 10/11 (1959). Marckhgott,

G. und Slapnicka, H. (1985): Linz an der Donau. Kriegsende und Neubeginn in Oberösterreich. Dokumente des Oö. Landesarchivs 1944–1947. Katalog Linz 1985. Slapnicka, H. (1986): Oberösterreich – zweigeteiltes Land (1945–1955) (Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 11). Linz 1986. Hazmuka, Paul (1957): Österreichische Bauprobleme von 1945 bis 1956. In: Plan: Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik. Bd. 14. H. 6. S. 185–200.

- 3 Kreczi, H. (1948): Linz baut auf. Linz 1945–1948. Hrsg. Magistrat Linz. Vgl. Handelskammer Oberösterreich (1955): Besatzungsbedingte Entwicklungshemmungen in Oberösterreich 1945–1955. In: Sonderdienst, Folge 2 (XII/1955). Linz. S. 3–9.

4 Empfehlungen und Entschlüssen der Arbeitsgemeinschaft der Landesplaner

• „Adresse der Landesplaner“ anlässlich der Tagung in Wien 1947

Die Tagung beschloss einstimmig eine Adresse an die Bundesregierung folgenden Wortlautes:

„Die auf der ersten Zusammenkunft der Landesplaner am 18. und 19. Oktober 1947 in Wien versammelten Städtebauer und Fachleute aus ganz Österreich haben beschlossen, für die Ideen und Aufgaben der Landesplanung zu werben und für ihre Verwirklichung einzutreten. Die Städtebauer und Architekten sehen sich außerstande, an einem Wiederaufbau unserer Wohnungen, Städte und unseres Landes verantwortungsvoll mitzuwirken, wenn nicht die gesetzlichen Maßnahmen für eine entsprechende Landbeschaffung und eine umfassende Landesplanung geschaffen werden.

Da weite Kreise der Bevölkerung über diese im Unklaren sind, ja darin etwa dem Wohl des Einzelnen Nachteiliges vermuten, sehen sie sich veranlaßt, die Bedeutung und dringende Notwendigkeit der Landesplanung für einen geordneten Wiederaufbau, für die Erhaltung und die Schaffung neuer kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Werte in unserem Staate weiten Kreisen der Bevölkerung zur Kenntnis zu bringen und sie zur Mitarbeit zu gewinnen.

Die Landesplanung erstrebt eine den Interessen der Gesamtheit wie des einzelnen auf das beste und zweckmäßigste dienende Nutzung des Bodens, die sinnvolle und natürliche Verteilung der Wohngebiete, Industrieanlagen, der Verkehrswege und Erholungsgebiete. Unsere Dörfer und Städte sollen durch sie wieder ein geordnetes, kulturvolles Aussehen erhalten, und das Chaos der Steinwüsten der Städte und die Zerstückelung ihrer landschaftlichen Umgebung durch Splitterverbauung sollen einer planvollen, menschenwürdigen Ordnung weichen. Jeder, auch der Ärmste, hat ein Anrecht auf eine gesunde Wohnung und Arbeitsstätte, auf ausreichende Erholungsflächen für sich und seine Kinder, die ihm die planlose Entwicklung des 19. Jahrhunderts vorenthalten hat. Der Boden der Stadt, des Dorfes, aber auch der Landwirtschaft darf nicht länger willkürlich genutzt und verbaut werden.

Die Landesplanung erstrebt daher ein zweckmäßiges und natürliches Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Benützungsansprüchen des einzelnen und der Gesamtheit an Grund und Boden, den Schutz der Schönheiten unserer Landschaften, Fluß- und Seeufer, Dörfer und Städte. Sie ist die Grundlage einer sinnvollen Ordnung des gesamten Lebensraumes der Nation in wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht.

Die auf der Tagung der Landesplaner in Wien versammelten Fachleute ersuchen die Regierung,

- 1. Ihre Bestrebungen zur Vorbereitung einer Landesplanung in Österreich zu fördern,*
- 2. die notwendigen Maßnahmen für den Aufbau einer Landesplanung beim Staat und bei den Ländern zu treffen und die entsprechenden Gesetze vorzubereiten und beschließen zu lassen, und*
- 3. durch ein wirksames Landbeschaffungsgesetz die Grundlage für einen geordneten Wiederaufbau der zerstörten und den Umbau der bestehenden Häuser, Dörfer und Städte möglich zu machen.“* (Schimka, 1947, S. 260).

• Entschlüssen der ersten Arbeitstagung in Bad Ischl 1948

Bei der Arbeitstagung in Bad Ischl wurden zwei „Entschlüssen“ und ein Entwurf für ein vom Bund zu erlassendes „Raumordnungsgesetz“ im Sinne einer österreichischen Rahmengesetzgebung, das jedoch von den damaligen Verantwortlichen nicht weiterverfolgt wurde, verabschiedet.

Entwurf für ein Raumordnungsgesetz auf nationaler Ebene

Die Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Landesplaner arbeitete bereits bei ihrem ersten Treffen einen ersten Fachentwurf für ein Raumordnungsgesetz für Österreich (!) als Instrument einer instrumentellen und gesamtstaatlichen Abstimmung aus – ohne die vertiefte verfassungsmäßige Prüfung und Absicherung des Fachgebietes abzuwarten. Diese sollte erst 1954 erfolgen. Ein Raumordnungsgesetz auf nationaler Ebene, also ein „Bundesraumordnungsgesetz“ – vergleichbar einer späteren Rahmengesetzgebung auf nationaler Ebene in Deutschland – wurde in der weiteren Folge erstmals wieder 1975 diskutiert bzw. nach weiteren Entwürfen des Bundes wegen des Widerstandes der Bundesländer seither nicht weiterverfolgt.

Entwurf zu einem Raumordnungsgesetz

Um eine zweckmäßige und sinnvolle Ordnung und Gestaltung des gesamten österreichischen Lebensraumes einzuleiten und diesen planmäßig zu formen, beschließt der Nationalrat folgendes Gesetz vom ... über eine österreichische Raumordnung (Raumordnungsgesetz):

- § 1 *Zur Herbeiführung einer umfassenden vorausschauenden und planmäßigen Ordnung des österreichischen Raumes wird eine Planungsbehörde geschaffen.*
- § 2 *Die Planungsbehörde gliedert sich in eine Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung und in Behörden für Landesplanung (Landesplanungsstellen) bei den Landesregierungen.*
- § 3 (1) *Zur Durchführung der Aufgaben der Raumordnung wird das Bundesgebiet in Planungsgebiete eingeteilt.*
(2) *Planungsgebiete sind die einzelnen Bundesländer.*
- § 4 (1) *Der Raumordnung und Landesplanung obliegt die im Interesse des allgemeinen Wohles gelegene planmäßige Lenkung und gegenseitige Abstimmung aller Maßnahmen, die geeignet sind, jede künftige Inanspruchnahme des Bodens zu verändern oder zu beeinflussen.*
(2) *Über das Zutreffen dieser Voraussetzung entscheidet gemäß § 1 die Planungsbehörde.*
- § 5 (1) *Die Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung obliegt a) die raumordnungsmäßige Abstimmung aller in die Zuständigkeit des Bundes fallenden Planungen, insofern diese nicht in den übertragenen Wirkungsbereich des Landeshauptmannes fallen oder ihm übertragen werden.*

b) die Abstimmung der Planungsangelegenheiten der Länder; sofern sie sich über den Bereich eines Bundeslandes hinaus erstrecken.

(2) Den Landesplanungsstellen obliegt die Beratung, Zusammenfassung und Abstimmung aller Planungen im Planungsgebiet, fallweise die Erstellung übergemeindlicher Raumordnungspläne.

§ 6 Die Gemeinden, ausgenommen die Städte mit eigenem Statut, sind verpflichtet, ihre Planungen im Einverständnis mit der Landesplanungsstelle im Sinne des § 4 durchzuführen.

§ 7 (1) Die Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung gibt ihre Planungen der Landesplanungsstelle bekannt, insoweit die Kenntnis dieser Planungen im Sinne des § 5 für die Planungsstelle erforderlich ist.

(2) Die Landesplanungsstelle teilt ihre Planungen der Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung mit, insoweit die Kenntnis dieser Planungen für die Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung im Sinne des § 5 von Bedeutung ist.

(3) Die autonomen Städte geben im gleichen Sinne ihre Planungen der Landesplanungsstelle bekannt und umgekehrt, soweit diese Kenntnis erforderlich ist.

§ 8 Für jede von Behörden oder Privaten beabsichtigte Veränderung der Flächenwidmungen gemäß § 4 besteht Anzeigepflicht bei der Landesplanungsstelle.

§ 9 Sowohl der Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung wie der Landesplanungsstelle werden zur Beratung Beiräte beigegeben, denen jedenfalls Vertreter der beteiligten Behörden, der beruflichen Interessenvertretungen, des Österreichischen Städtebundes und derjenigen wissenschaftlichen Einrichtungen, die zur Förderung der Raumordnung und Landesplanung berufen sind, angehören. Dem Beirat bei der Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung gehören auch Vertreter der Landesregierungen an.

§ 10 Die Behörde für Raumordnung bei der Bundesregierung sowie die Landesplanungsstellen bilden bedarfsweise Fachausschüsse zur Beratung bestimmter Fragen.

§ 11 Die näheren Bestimmungen über die Organisation der Planungsbehörden, ihrer Beiräte und Fachausschüsse werden im Verordnungswege durch die Bundesregierung im Einvernehmen mit den Landesregierungen erlassen.

§ 12 Die vor Wirksamkeit dieses Gesetzes beschlossenen landesplanlichen Regelungen bilden in ihrer Gesamtheit die erste österreichische Raumordnung.

§ 13 Vollzugsklausel.

• Dringlichkeit für die Schaffung von gesetzlichen Grundlagen für Landesplanung und Novellierung der Bauordnung (Entschießung I)

Die erste Entschießung bei der genannten Tagung stellte die Dringlichkeit der Schaffung von gesetzlichen Grundlagen zur Ordnung der Wohnungs- und Siedlungstätigkeit für einen Wiederaufbau fest (Landesplanungsgesetz und die Novellierung der Bauordnungen).

Betrauerung der Bezirksverwaltungsbehörden mit der Baubehörde I. Instanz (Entschießung II)

Die zweite Entschießung sprach sich nach dem Spruch des Verwaltungsgerichtshofes hinsichtlich der Handhabung der Baupolizei in I. Instanz durch die Gemeinde für die Betrauerung der Bezirksverwaltungsbehörden mit der Baupolizei I. Instanz zur Vermeidung weiterer Fehler im Bau- und Siedlungswesen aus, weil die Handhabung der Baupolizei durch die Gemeinden „im Laufe der letzten Jahrzehnte zu Fehlentwicklungen im Orts- und Siedlungswesen sowie zu

einer bedenklichen Veranstaltung des Orts- und Landschaftsbildes in ganz Österreich geführt hat.“

Entschießungen der dritten Arbeitstagung 1949

Bei der 3. Arbeitstagung der österreichischen Landesplaner (Tagungsschwerpunkt „Synthese von Stadt und Land“) in Graz wurden 1949 folgende Entschießungen gefasst, wobei anzumerken ist, dass die Zwischenüberschriften durch den Autor eingefügt wurden. Die Arbeitsgemeinschaft nahm am Schluß der Tagung folgende vier Entschießungen an, die an die zuständigen amtlichen Stellen und im Wege der Presse an die österreichische Öffentlichkeit weitergeleitet werden.

Dringlichkeit der Landesplanungsgesetze und einschlägigen Beratungen (Entschießung 1)

Die ungeordnete Entwicklung in Stadt und Land hat auch in Österreich in steigendem Maße insbesondere in den Fragen der Entwicklung lokaler Planungen und der Gestaltung von Bauwerken zu schweren Fehlerscheinungen geführt, die für die österreichische Bevölkerung direkt und indirekt große Belastungen bedeuten.

Nach eingehender Beratung und reiflicher Überlegung sind alle Teilnehmer der 3. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner zur Überzeugung gelangt, daß nur ein österreichisches Raumordnungs- und Landesplanungsgesetz in der Lage ist, das dauernd wachsende Chaos in der Gestaltung der Beziehungen von Stadt und Land hintanzuhalten.

Die Arbeitsgemeinschaft hat weiters mit Befriedigung von der Entschießung des Österreichischen Städtebundes Kenntnis genommen, nach der Herr Stadtbaudirektor Dipl.-Ing. Gundacker, Wien, gebeten wurde, eine gemeinsame Beratung der österreichischen Landesbaudirektoren und der Stadtbaudirektoren derjenigen Städte und Gemeinden, die im Österreichischen Städtebund vertreten sind, zu vermitteln, um ein gemeinsames Vorgehen in der Frage der Schaffung eines wirksamen, allen Österreichern gleich nützlichen Raumordnungs- und Landesplanungsgesetz zu erreichen.

Die Arbeitsgemeinschaft sieht in einer solchen gemeinsamen Beratung eine ernsthafte Möglichkeit, in absehbarer Zeit ein Raumordnungsgesetz wirksam werden zu lassen. Sie hält es jedoch für wünschenswert, daß außer den oben genannten Herren auch die Vertreter der Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner als gleichwertige Verhandlungsteilnehmer zugezogen werden.

Die Arbeitsgemeinschaft würde eine möglichst beschleunigte Anberaumung dieser Beratung für zweckmäßig halten und schlägt als Tagungsort Linz vor.

Dringlichkeit der Bodenbeschaffungsgesetze (Entschießung 2)

Auf ihrer 3. Arbeitstagung hat die Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner eingehend die Fragen der Gestaltung in Stadt und Land behandelt. Die in ihren Reihen vertretenen Fachleute aus ganz Österreich stellen auch diesmal die unbedingte Notwendigkeit eines Bodenbeschaffungsgesetzes fest, wenn die Planungen in Österreich positiv weitergetrieben werden sollen.

Die Arbeitsgemeinschaft wird daher einen Vorschlag zu einem Bodenbeschaffungsgesetz ausarbeiten, der auf der nächsten Tagung der Arbeitsgemeinschaft Behandlung finden soll.

Ausbildung der Planer (Entschießung 3)

Mit größter Besorgnis sieht die Arbeitsgemeinschaft österreichischer

Landesplaner den großen Mangel an Fachleuten, die in der Lage sind, ein künftiges Raumordnungs- und Landesplanungsgesetz wirkungsvoll in der Praxis zu handhaben.

Es wird vor allem an unseren höheren Lehranstalten die Einrichtung jener Stellen vermisst, die instande sind, den zur praktischen Durchführung dieser Forderungen geeigneten Typus des neuen „Planers“ zu erziehen. In diesem Zusammenhang verweist die Arbeitsgemeinschaft auf die in anderen Ländern bereits bestehenden zahlreichen Lehrkanzeln und Einrichtungen, deren Ziel die Heranbildung solcher Fachleute ist.

Siedlungsplanung und Landesplanung (Entschließung 4)

Die Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner hat auf Grund von Mitteilungen ihrer Mitglieder die Feststellung machen müssen, daß mit bedeutenden öffentlichen Mitteln anlässlich von Siedlungsneuplanungen im genossenschaftlichen Sektor schwere Anlagefehler geschehen, die den Gesichtspunkten einer gesunden Ordnung des Landes eindeutig zuwiderlaufen.

Sie fordern daher die für die Aufbringung und Verteilung der Mittel zuständigen Behörden und Stellen auf, insbesondere die ihnen untergeordneten Genossenschaften zu verhalten, ihre Planungen nur nach den Grundsätzen der landesplanlichen Verordnungen zu betreiben, soweit sie bereits in den Stadt- und Landesbauordnungen festgelegt sind.

Die Arbeitsgemeinschaft regt daher eine enge Zusammenarbeit mit der Österreichischen Gesellschaft für Siedlungswirtschaft und Wohnungswesen an, um eine wirksame Beratung der verschiedenen Siedlungsträger, Genossenschaften usw. durch die subventionierenden Körperschaften obligatorisch einzuführen, damit entsprechende Sicherungen im Sinne landesplanlicher Gesichtspunkte gegeben sind.

Die Arbeitsgemeinschaft hält es weiters für notwendig, darauf hinzuweisen, daß dringend eine Novellierung des Wohnhaus-Wiederaufbaugesetzes oder zumindest eine Ergänzung durch Verordnungen notwendig ist, um darin vor allem landesplanliche und städtebauliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen.

5 Der Aufbau – „Wiederaufbau durch Landesplanung“ – Hinweise zur Rolle der Zeitschrift

Im Juli 1946 wurde der Vorschlag von H. Maetz für die Herausgabe einer Monatszeitschrift für den Wiederaufbau mit einem ersten Heft realisiert. Die gesamtösterreichische Ausrichtung und Bedeutung dieser vom Stadtbauamt der Stadt Wien (!) herausgegebenen Monatszeitschrift wird durch die Geleitwörter des damaligen Bundespräsidenten Dr. Karl Renner, Bürgermeister Dr. Theodor Körner und Bundesministers Dr. Eduard Heigl deutlich. Franz Novy, amtsführender Stadtrat für Bauangelegenheiten, spricht die Zusammenarbeit des Staates Österreich, des Landes Wien bzw. Landes Niederösterreich und der ganzen Fachwelt an. Die Schriftleitung definiert in ihrem Vorwort daher auch die generellen Zielsetzungen und die Rolle der Zeitschrift (Der Aufbau, 1946):

„Es ist daher notwendig, die Zusammenhänge allen am Wiederaufbau beteiligten Kreisen sichtbar zu machen, die gemeinsamen Raumprobleme und die Fragen des Miteinanderlebens im technischen Aufbau aufeinander abzustimmen, planliche und technische Erfahrungen zu vergleichen und die Konsequenzen beim Gestalten zu ziehen.

Die Landesplanung muß einsetzen!

Das gemeinsame Bewußtsein der gegenseitigen sozialen Verantwortlichkeit muß sichtbaren Ausdruck in den Plänen und Werken finden. Zu jeder Absicht ist aber auch ein Werkzeug notwendig. „Der Aufbau“ will versuchen, diese Funktion zu erfüllen.

Er soll mithelfen, Wien, seine unmittelbare Umgebung und schließlich ganz Österreich in den gemeinsamen Fragen des Wiederaufbaues einander nahezubringen und zu verbinden, die Art des Bauens und Gestaltens als Funktion der gemeinsamen sozialen Haltung und sauberen Baugesinnung aufzeigen, durch Austausch des Wissens und der Erfahrungen der Fachleute des In- und Auslandes bei den Problemlösungen des Wiederaufbaues behilflich sein und Zeugnis ablegen für den starken Aufbauwillen der Bevölkerung Österreichs und für den Wunsch nach Zusammenarbeit mit der ganzen übrigen Welt. „Der Aufbau“ soll alle im gemeinsamen Werk des Wiederaufbaues verbinden.“

Grundsätzliche und programmatische Gedanken spricht F. Schuster in seinem Beitrag „Die neue Ordnung“ 1946 an.

„Die moderne Städteplanung hat daher längst in aller Welt über eng gezogene Grenzen hinaus gegriffen, wie die naturhaft wachsende Stadt es schon lange baulich getan hat. Wo sich sinnvoll Grenzen ergeben, wird die Planung von Nachbargebieten zur Landesplanung und Raumordnung. Dieses neue ordnende Abstimmen der baulichen Maßnahmen weiträumiger Gebiete greift in großwirtschaftliche Planungsfragen ein und wird durch sie bestimmt. Der Wiederaufbau Wiens und Österreichs setzt den Aufbau und Ausbau einer weiterschauenden Landesplanung voraus. [...] So zeigen die Probleme des Wiederaufbaues die Probleme unserer Zeit: Raumordnung und Landesplanung, wie sich auch die Großräume der Erde neu formen und die Länder und Staaten neu ordnen müssen; Städtebau im Sinne der Gestaltung und Planung des gesamten wirtschaftlichen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens, wie sich Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur der Gesamtheit und für das Einzelleben nach der großen Erschütterung der Zeit neu bilden und zurechtfinden müssen.“

6 Der Aufbau. Fachschrift für Planen, Bauen und Wohnen. Hrsg. Stadtbauamt Wien, 14. Jg., Nr. 10/11 (1959). Marckhgott, Gerhard und Slapnicka, Harry (1985): Linz an der Donau. Kriegsende und Neubeginn in Oberösterreich. Dokumente des Oö. Landesarchivs 1944–1947. Katalog Linz 1985. Slapnicka, Harry (1986): Oberösterreich – zweigeteiltes Land (1945–1955) (Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 11). Linz 1986.

7 Der oberösterreichische Landtag hat am 15. Dezember 1937 ein Landesplanungsgesetz beschlossen, das allerdings wegen des Einspruches des Bundes bzw. nach 1938 wegen der Auflösung des österr. Staatswesens keine Rechtskraft erlangte. Zur gleichen Zeit bestanden zum Vergleich in den damals geltenden sechs Bauordnungen Oberösterreichs nur Rechtsgrundlagen für eine Art einfachen Bebauungsplan, dem sogenannten Ortsregulierungs- oder Erweiterungsplan, als einzigem Instrument der örtlichen Raumplanung. Umso bedeutender ist dieser Schritt einer Schaffung eines Landesplanungsgesetzes zu bewerten, der zwar sicherlich durch die fachliche Entwicklung in Deutschland beeinflusst, in Österreich dennoch ohne Vorbild in ausgesprochenes Neuland gewagt wurde (Schimak, 1980, S. 34). Es wäre – mehr als zwölf Jahre vor dem nordrhein-westfälischen Landesplanungsgesetz vom 11. März 1950, mehr als 18 Jahre vor dem ersten österreichischen Gesetz (Salzburger Raumordnungsgesetz vom 13. April 1956) und mehr als 35 Jahre vor dem ersten Oö. Raumordnungsgesetz 1972 das erste Landespla-

- nungsgesetz im deutschen Sprachraum gewesen.
- 8 Sighartner, Alfred (1954): Rohstoff: Schönheit der Landschaft. In: *Natur und Land*. H. 4/6 (Festschrift zur 2. Österr. Naturschutztagung in Gmunden 6.–8.5.1954). (Wiederabdruck in: Wutzel, Otto (Hrsg. 1965/1966): *Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr*. H. 3/4. Sondernummer „Raumordnung in Oberösterreich“. Oö. Landesverlag. Linz. S. 2–8.). Zur herausragenden Bedeutung der Konzepte und Planungen von Alfred Sighartner für das Bauwesens, die Raumordnung, den Städtebau und die Landschaftsgestaltung in Österreich und Oberösterreich darf auf den Katalog des Heimatvereins Attersee Nr. 2: zur diesbezüglichen Ausstellung hingewiesen werden (Jeschke, Hans Peter (2016): Rohstoff „Landschaft“. Katalog 2 Ausstellung Rohstoff „Landschaft_24_06_2016_ges“). Sighartner, Alfred (1955): Ökonomierat Felix Kern – Landeshauptmann-Stellvertreter von Oberösterreich. In: *Österreichische Gesellschaft zur Förderung von Landesforschung und Landesplanung* (1955). Berichte. Bd. 8. Wien. Slapnicka, Harry (1976): Felix Kern. In: *Oberösterreich – Die politische Führungsschicht 1918 bis 1938*. Oberösterreichischer Landesverlag, Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs. Bd. 3, Linz. S. 146–148. Sighartner, Alfred (1947): Entwicklung, Stand und Ziel der Landesplanung in Oberösterreich“. In: *Der Aufbau* H. 7 1947, Wien. S. 91–96).
 - 9 Das Originaldokument der „Salzkammergutplanung“ (Verordnungsentwurf mit der kartographischen Darstellung der verschiedenen geplanten Festlegungen auf einer Karte im M 1: 25.000) wurde aus einem Altpapierbehälter geborgen und mit Hilfe von Univ.-Ass. DI Dr. Schimak (Technische Universität Wien) und Senatsrat DI Georg Kotyza (Magistrat der Stadt Wien) als solches identifiziert. Es bildete eine wesentliche Basis für den „Managementplan“ (Kulturlandschaftspflegewerk des Autors als UNESCO-Koordinator), die Gestaltung des Namens für die UNESCO-Weltkulturerbelandschaft „Hallstatt – Dachstein/Salzkammergut“ sowie die Grundlagenforschung für die Dokumentation der Instrumente des Städtebaues und Raumordnung in Oberösterreich in der diesbezüglichen Datenbank „Archiv der überörtlichen und örtlichen Raumordnung“ im nach den Bestimmungen des Oö. Raumordnungsgesetzes öffentlich zugänglichen Raumordnungskatasters beim Amt der Oö. Landesregierung (Vgl.: Jeschke, Hans Peter (Hrsg. 2002): *Das Salzkammergut und die Weltkulturerbelandschaft „Hallstatt – Dachstein/Salzkammergut“*. Grundlagenforschung, Kulturlandschaftspflegewerk und Monitoring. Oö. Musealverein. Historische Reihe, Band 1. Linz).
 - 10 Hager, Christian (1992): *Die Eisenbahnen im Salzkammergut*. Steyr. S. 42–46 und S. 65–67. Mit der Übernahme durch die deutsche Reichsbahn im Jahr 1938 wurde Attnang-Puchheim zum Bahnbetriebswerk. Zu den Aufgaben des Werkes zählten auch Lokomotiv- und Wagenausbesserungen, die Betreuung der Lokomotivbahnhöfe Ebensee, Stainach-Irdning, Bad Aussee, Schärding und Lambach sowie die Bereithaltung eines Hilfszuges mit Arzt-, Geräte- und Beleuchtungswagen. Ende 1940 war die Elektrifizierung der Westbahn von Salzburg her bis Attnang-Puchheim abgeschlossen. Im Jahr 1941 arbeiteten 450 Eisenbahner im Bahnbetriebswerk.
 - 11 Vgl.: 41 Tage. Kriegsende 1945 – Verdichtung der Gewalt / 41 Days. End of the War 1945 – Culmination of Violence. Eine Ausstellung zu den letzten Wochen des NS-Terrors in Österreich. (Hrsg. 2016) Binder, Georg Hoffmann, Monika Sommer und Heidemarie Uhl. Wien. Die Auswirkungen der alliierten Boden- und Luftoffensiven brachten die militärische Wende im Luftkrieg in den Jahren 1943/44 mit der Auszehrung an allen Fronten (Landsung der Alliierten in Sizilien am 10. Juli 1943 (Operation Husky) und am 6. Juni 1944 in der Normandie („D-Day“) und damit die Lufthoheit der Alliierten über Deutschland. Das primäre Ziel der alliierten Luftangriffe vom Sommer 1943 an war die Zerstörung der Schlüsselindustrien des Krieges, also u. a. die Rüstungsindustrie und die dazugehörigen Produktionsanlagen. Dem sollte mittels, vor Luftangriffen sicheren, unterirdischen und bombensicheren Produktionsstätten begegnet werden, die den Nationalsozialisten den propagierten »Endsieg« bringen sollten. Untertagebauten wurden an mehreren Stellen im heutigen Oberösterreich errichtet (Ebensee (dort wurde Raketenforschung und -produktion betrieben), Melk (durch die Steyr-Daimler-Puch AG) und Anfang 1944 St. Georgen an der Gusen (Messerschmitt)). Vgl. beispielhaft: Perz, B. (2009): „Wir haben in der Nähe unter Benutzung von KZ-Männern ein Vorhaben.“ Zur Genese des Projektes Bergkristall. In: *KZ-Gedenkstätte Mauthausen/Mauthausen Memorial*, H. 2009. Wien. S. 55–76.
 - 12 Beispielhaft sei auf den schwersten amerikanischen Bombenangriff auf Graz am 2. April, den letzte schweren Bombenangriff auf eine österreichische Stadt, der am 25. April Linz traf, und den letzten alliierten Luftangriff auf eine österreichische Stadt in Salzburg mit 20 Toten hingewiesen. Am 7. Mai kapitulierte die Heeresgruppe „Ostmark“. Böhm, Helmut (1988): *1945 – der Tag der Tränen – Attnang-Puchheim im Bombenhagel zweier US-Luftflotten – Dokumentation nach neuesten Forschungsergebnissen*. Verlag Welsermühle. S. 23–26, 51f, 105. Böhm, Helmut (Hrsg. 1992): *750 Jahre Attnang. Eine Dokumentation in Wort und Bild über die Geschichte der Stadt Attnang-Puchheim 1242–1992*. Stadtgemeinde Attnang-Puchheim. 1992.
 - 13 SR Arch. Prof. Ing. Rudolf J. Boeck, (*10. Jänner 1907 Wien, †16. September 1964) war Architekt und Stadtplaner in Wien. Ab 1945 nach Kriegsdienst wieder im Dienst der Stadt Wien, leitete er das Referat III (Sonderaufgaben des Wiener Stadtbauamts). Zu seinen Aufgaben gehörten u. a. 16 Jahre lang die Gestaltung der Fachschrift für Planen, Bauen und Wohnen – „Der Aufbau“ (Hrsg. Stadtbauamt Wien). Er wirkte u. a. beim Aufbau der Arbeitsgemeinschaft für Raumforschung und Planung (ab 1951 beziehungsweise des ÖIR (Österreichisches Institut für Raumplanung, ab 1957) mit und vertrat neue Zielrichtungen der Stadtplanung in Österreich, Wien und international („23. Internationaler Städtebaukongress“, 1956 in Wien). Er nahm 1948 an den Arbeitstagen der „Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner“ in Bad Ischl teil. Boeck war korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau, Mitglied der Österreichischen Gesellschaft zur Förderung von Landesplanung und Landesforschung (ÖGLL) und leitete das Österreichische Institut für Bauforschung, dessen Aufbau im Wesentlichen seiner Initiative zu danken ist. Literatur: *Amtsblatt der Stadt Wien* (1964): *Presse- und Informationsdienst*. 26.09.1964. *Stadt Wien*; Jäger, Werner (1986): Rudolf J. Boeck. In: *Der Aufbau*. Fachschrift der Stadtbauverwaltung Wien. Ausgabe 3–4/1986. Wien: *Compress/Jugend & Volk* 1986, S. 216 ff.; Boeck, Rudolf J. (1947): *Attnang-Puchheim wird wieder aufgebaut*. In: *Der Aufbau*, 2. Jg., Wien, S. 124–138.; Boeck, Rudolf J. (1948): *Die erste Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft österreichischer Landesplaner*. In: *Der Aufbau*, H. 1/2. 2. Jg. S. 41. Boeck, Rudolf J. (1948): *Einige Bedingungen für den Wiederaufbau*. In: *Der Aufbau* H. 5.1948, S. 97–101. Boeck, Rudolf J. (1949): *Enquete des Österreichischen Städtebundes über Landesplanung*. In: *Österreichischer Gemeindezeitung*, 15. Jg., H. 16, Wien, S. 9–12. Boeck, Rudolf J. (1950): *Der*

- soziale Wohnungsbau in Wien im Jahre 1950. In: Bau und Holz, 1. Jg. H. 7. 1950, S. 193–197.
- 14 Eugen Wachberger entwarf zum Beispiel ein Kleinhaus in Attnang-Puchheim, dessen Konzepte an seine Entwürfe in der „Werkbundsiedlung Wien“ (Doppelhaus Nr. 21-22 (1931–1932) in Wien 13, Woinovichgasse 22) erinnern. Eugen Wachberger (1904–1971) studierte 1922–1925 an der Kunstgewerbeschule Wien bei Carl Witzmann. Ab 1925 war er als freier Architekt tätig. 1931–1934 studierte er in der Meisterklasse von Clemens Holzmeister an der Akademie der bildenden Künste Wien, Assistent 1937/38 und wieder ab 1946. Nach der Emeritierung Holzmeisters übernahm er Anfang der 60er Jahre als externer Professor dessen Meisterschule. Wachberger war als freier Architekt in Wien und Linz mit zahlreichen Projekten tätig (Wohn-/Geschäftsbauten, Öffentliche Bauten, Industrie-/Gewerbebauten, Innenraumgestaltung/Design), war auch Mitarbeiter bei der „Werkbundsiedlung Wien“) und hatte u. a. ab 1935 eine Bürogemeinschaft mit Arch. Prof. Dipl.-Ing. Erich Boltzenstern (Wiederaufbau der Staatsoper (Wien I, Opernring 2, 1948–1955)). (Architektenlexikon Wien 1770–1945, Architekturzentrum Wien, Eingegeben von Ursula Prokop [01.05.2006 und zuletzt geändert am 16.02.2007]).
- 15 Rebhahn zeichnet für den Stadtbebauungsplan Enns (1951) und den Umbau der Domgasse 12 (ehemaliges Jesuitenseminar) in Linz (1953–1955) verantwortlich, ebenso für die Errichtung des Kinderkrankenhauses Linz mit Kapelle (1956) und das Landesinvalidenamt (1961), die Bundespolizeidirektion Nietzschestraße 33 (1981) sowie diverse Wohnbauten von Wohnungsgesellschaften. Die Kraftwerksbauten an der Enns (Großraming, Garsten-St. Ulrich 1965 bis 1970), an der Traun (Gmunden 1964 bis 1971, Pucking 1984 bis 1986) sowie das kalorische Kraftwerk Riedersbach (1981 bis 1988) entstanden nach seinen Plänen. 1968–1970 Pfarrkirche Neuhofen/Krems (Zubau an Pfarrkirche bzw. Pfarrhof). 1981–1988 Kraftwerk Riedersbach. Rebhahn war von 1964 bis 1970 Präsident der Künstlervereinigung MAERZ, danach Ehrenpräsident. Er war Honorarprofessor, Ehrenmitglied der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz und ab 1991 Ehrenpräsident des Förderungsvereins der Kunstuniversität Linz (MAERZ, Vereinigung für Künstler und Kunstfreunde. Katalog der Ausstellung in Linz, Graz und Dortmund. Linz. 1976).
- 16 Werkbundsiedlung ist der Oberbegriff für experimentelle Wohnsiedlungen, die auf Initiativen unterschiedlicher europäischer Werkbünde errichtet werden. Im Rahmen zeitlich begrenzter Ausstellungen aus dauerhaften und temporären Bauten werden aktuelle Möglichkeiten und Entwicklungen im Siedlungswesen exemplarisch dargestellt. Aber die Siedlungen verstanden sich auch als eigenständige Ausstellung im 1:1 Maßstab, die man anschließend weiterverwenden konnte. Ihren Anfang hatten die Werkbundsiedlungen in den 1920er Jahren. Die Mustersiedlungen waren, neben den Fachzeitschriften, die Sprachrohre der neuen Baukultur. Neben der wohl bekanntesten, der Weißenhofsiedlung in Stuttgart, fanden weitere in der Tschechoslowakei, der Schweiz, in Italien, Österreich und Schweden statt (1927 Stuttgart, 1928 Brünn, 1929 Breslau, 1929 Karlsruhe, 1932 Wien, 1932 Werkbundsiedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen und 1932/33 Prag). Die Vorläufer der Werkbundsiedlungen waren die Werkbundaustellungen, die 1914 in Köln und 1924 in Berlin stattfanden. Die Organisatoren waren die Werkbünde der jeweiligen Länder. Mit den Werkbundsiedlungen wurde für die internationale Architektenschaft ein Raum für Experimente mit neuen Technologien geschaffen. Die Werkbundsiedlungen bilden aus heutiger Sicht
- zusammen ein länderübergreifendes „Europäisches Kulturgut der Europäischen Union“ von außergewöhnlicher Bedeutung. Sie sind gebaute Zeugnisse einer europäischen Avantgarde, die in der kurzen Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und über Ländergrenzen hinweg, den Grundstein der modernen Architektur in Europa legte. Bis heute sind die Siedlungen Gegenstand architekturtheoretischer Auseinandersetzungen und werden von zahlreichen Interessierten aus den unterschiedlichsten Ländern besucht und bestaunt. Krischanitz, Alfred und Kapfinger, Otto (1989): Die Wiener Werkbundsiedlung: Dokumentation einer Erneuerung. Sanierungsbericht. Beton-Verlag, Düsseldorf. Deutscher Werkbund und Werkbund-Archiv (Hrsg. 1982): Die Zwanziger Jahre des Deutschen Werkbunds. Giesen/Lahn. Senarclens de Grancy, Antje (2001): ...nicht kalter Internationalismus, sondern „freudige“ Sachlichkeit... - Das Grazer Werkbundhaus als Antithese zur „Wohnmaschine“. In: ÖZKD. LV. 2001. H. 1/2. S. 117–131.
- 17 Vgl. zum Beispiel: Bina, Andrea und Potocnik, Lorenz (2012): Architektur in Linz 1900–2011. Springer. Ulrike Knall-Brskovsky gibt zu Beispiel den Hinweis auf Aufnahme der neuen „Gegenwartsarchitektur“ mit wichtigen Vertretern bereits im DEHIO 1958 (z. B. in Linz die 1933–1934 und 1949–1951 erbaute Friedenskirche, das Landestheater (1957–1958) und die Kammerspiele (1955–1956) von Clemens Holzmeister oder die Nationalbank von Eugen Wachberger und Erich Boltzenstern von 1951–1953). In: Knall-Brskovsky, Ulrike (2012): Das DEHIO-Handbuch. Die Kunst(?)Denkmäler Österreichs. Reisehandbuch und/oder Denkmalinventar? In: Jeschke, Hans Peter und Mandl, Peter (Hrsg. 2012): Eine Zukunft für die Landschaften Europas und die Europäische Landschaftskonvention. Institut für Geographie und Regionalforschung an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt. Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 28. S. 517–521.
- 18 Vgl.: Becker, Annette; Steiner, Dietmar und Wang, Wilfried (Hrsg. 1996): Architektur im 20. Jahrhundert - Österreich. Katalogbuch anlässlich der Ausstellung „Architektur im 20. Jahrhundert - Österreich“ im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt/Main und Architektur Zentrum Wien. Prestel.
- 19 **Attnang - Puchheim:** Pfarrkirche Hl. Geist Eine nach den Plänen von **Hans Feichtlbauer** an Stelle eines 1945 beschädigten Kirchenteilbaues in den Jahren 1950 bis 1955 errichtete dreischiffige Kirche. **Klafter am Hochficht:** Die Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt geht auf eine Messkapelle (1885–1890) zurück, der heutige Saalbau mit Satteldach, eingezogenem Chor mit 3/8-Schluss, Walmdach und Turm mit Zwiebdach entstand zwischen 1949 und 1955 nach Plänen von **Hans Foschum**. **Linz-Urfahr:** Der vordere Teil des nach Nordosten ausgerichteten Kirchenbaues wurde 1933 nach einem Gesamtentwurf von **Peter Behrens, Alexander Popp** und **Hans Feichtlbauer** errichtet. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde wegen einer übergeordneten Straßenplanung in der Nachkriegszeit (Peuerbachstraße als geplante Durchzugsstraße mit zwei Alleen) der bestehende Entwurf für die Fertigstellung bzw. das Langhaus nach den Plänen von **Hans Foschum** abgeändert. Das neue, kürzere Langhaus mit Chorturm wurde 1949 als Betonskelettbau begonnen, die Gleichenerfeier des Hauptschiffes erfolgt noch im selben Jahr, die Turmkreuzsteckung im Mai 1951, die Weihe im Oktober 1951. **Scharnstein:** Die Pfarrkirche wurde in den Jahren 1953 bis 1956 nach Plänen von **Hans Foschum** erbaut (Weihe: 7. Oktober 1956). Die künstlerische Innenraumgestaltung sowie der Altar stammen vom Bildhauer Sepp Moser. 1958 wurde die ebenfalls nach Plänen von **Hans Foschum** errichtete Werktagskapelle geweiht.

Das verrückte Denkmal

Philipp Reichel-Neuwirth



Abb. 1: Brüder Kohn KG (B.K.W.I.), „Wien. Deutsches Volkstheater mit dem Raimunddenkmal.“, nach 1904, Wien Museum Inv.-Nr. 230526, CCO (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/481719/>)

Sobald die #BlackLivesMatter-Proteste auch Denkmäler mit rassistischer Symbolkraft stürzten, fingen hierzulande die Debatten über den Umgang mit historisch streitbaren Denkmälern (wieder) an, vor allem in Wien mit dem Karl-Lueger-Denkmal.

Zunächst einmal für uns Historiker:innen erfreulich: Denkmäler sind auf einmal wieder Bedeutungsträger und nicht mehr nur Kulisse für Scherzbilder auf Social Media.

Die Öffentlichkeit erkennt die Symbolkraft und somit die überhistorische Relevanz von Monumenten. Der Diskurs über die Denkmäler macht Geschichte gegenwärtig und sichtbar.

Zum Karl-Lueger-Denkmal sollten demnach Stadtführungen, Vorträge und Vermittlungsmaterial für jung und alt geboten werden, um zu lernen und auch darüber zu streiten, was es darstellt – wer war Lueger, was hat er gemacht, etc

Man würde lernen, dass dieser Mann ein Vorbild (unter Anderen) für Adolf Hitler war, aber VOR der Nazi-Zeit gelebt hat. Und dass Antisemitismus um 1900 nicht aus einem Schmutz-Eck kam, sondern in allen Schichten und Milieus verbreitet war und Lueger dies besonders gut

bedienen konnte. Lueger war, wie die meisten einflussreichen Persönlichkeiten, ein Symptom eines Zeitgeistes und kein bössartiger Einzelkämpfer. Das Denkmal soll Reflexion anstoßen, aber nicht umgestoßen werden.

Im Zuge dieser angenommenen differenzierenden Geschichtsvermittlung zu den Denkmälern Wiens erfahren wir weiter, dass auch die NS-Herrschaft in Wien Denkmäler zerstört, verrückt und eingehüllt hatte. Und zwar teilweise so subtil, dass diese Veränderungen heute den Wiener:innen kaum noch bewusst sind.

Ein bemerkenswertes Beispiel dafür ist das Ferdinand-Raimund-Denkmal im 7. Bezirk.

Es steht heute an der Ecke Neustiftgasse/Museumstraße und wurde 1938 von seinem ursprünglichen Standort vor dem Volkstheater an diese Stelle versetzt.

Eine kurze Vorgeschichte

Das Theater wurde im Jahr 1889 von Fellner & Helmer als Deutsches Volkstheater erbaut. Das Raimund-Denkmal-Comité veranlasste bald darauf eine Ausschreibung und das



Abb. 2: August Stauda (Fotograf), 7., Neustiftgasse - Raimund-Denkmal, um 1899, Wien Museum Inv.-Nr. 106664/1/1, CC0 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/224904/>)

Denkmal kam 1898, also neun Jahre später, auf den Platz vor dem Theater. Der Bildhauer war Franz Vogl (1861–1921).

Wahrscheinlich gab es bereits damals schon Kontroversen wegen des Standortes, aber Gründe für eine Umsiedelung des Denkmals und der Wiederherstellung des freien Vorplatzes gab es offenbar erst im Oktober des Jahres 1938, kurz vor der Eröffnung des Theaters als Kraft-durch-Freude-Theater, am 27. Oktober 1938.

Kraft-durch-Freude (KdF) war eine Unterorganisation der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und ermöglichte Kultur- und Freizeitangebote für Arbeiter:innen, selbstverständlich alles im Sinne des Regimes. Andere Kraft-durch-Freude-Theater in Wien waren die Volksoper und das Raimund-Theater.

Die Verrückung

Für die Standortveränderung des Raimund-Denkmal 1938 gab es vordergründig praktische Argumente, die auch heute nachvollziehbar wären: Verkehrstechnisch und baulich stand es demnach ungünstig, die Auffahrtsrampen „erwiesen sich als unzulänglich“, und durch die Entfernung des Denkmals konnte die zentralen Treppen zum Hauptportal wieder genutzt werden.

Man stellte es an die Ecke Museumsstraße/Neustiftgasse am Rand des Weghuberparkes mit Blick auf das Theater,

um die „engen Beziehungen des Deutschen Volkstheaters zu dem Dichter zu symbolisieren“¹.

Die kulturpolitische Bedeutung dieser Verlegung des Denkmals dagegen wurde zwar 1938 bereits erkannt und dokumentiert, aber als ausländische Propaganda lächerlich gemacht:

„Vor einigen Tagen erschienen zwei ausländische ‚Berichterstatter‘ im Weghuberpark, um die deutsche ‚Kulturbarbarei‘ auf Photoplaten ‚dokumentarisch‘ festzuhalten. Sie photographierten die Denkmalteile so, daß im Hintergrund die Abortanlage zu sehen war. Dann stellte sich der eine Bildberichterstatter auf einen Teil des Denkmals und küßte, mit hervor gepreßten Krokodilstränen, den Kopf Raimunds, um so darzustellen, wie die ‚armen Wiener von ihren verehrten Kulturlieblingen weinend Abschied nehmen‘ müssen, die der barbarische Nationalsozialismus brutal in Trümmer schlägt.“²

Die beiden Berichterstatter wurden ertappt und kamen in Haft.

Ich vermute allerdings, dass es tatsächlich symbolische Gründe für die „Verrückung“ des Raimund-Denkmal gab:

1) Der im Denkmal dargestellte Dichter, melancholisch, unterspannt und in sich gekehrt sitzend, entsprach 1938 nicht einer „Kraft durch Freude“ und versinnbildlichte nicht das Heldenideal der NS-Zeit. Raimund war ein tragischer Künstler, dessen Hypochondrie (panische Angst vor der Tollwut) ihn nach einem vermutlich ungefährlichen Hundebiss zum Freitod mit Pistole trieb. Dieses Schicksal ist kein Vorbild für „wehrhafte Männer“, welche auch das Theater frequentieren sollten.

2) Der Platz vor dem Theater und der Balkon oberhalb der Rampe hatte „Rede-Potential“, welches Adolf Hitler im März 1938 am Balkon der Neuen Burg am Heldenplatz bereits in größerem Ausmaß massentauglich zu nutzen verstand. Nicht umsonst erhofften die Betreiber des Theaters den Besuch des „Führers“, weswegen sie auch ein Adolf-Hitler-Zimmer einrichteten. Vielleicht dachten sie auch an eine Rede im Theater oder vom Balkon aus zu einer Menschenmenge auf dem neuerdings frei gewordenen Platz?

3) Ferdinand Raimund war zwar ein deutschsprachiger Dichter, aber in seiner biedermeierlichen Schicksalsergebenheit zu „österreichisch“, im Sinne von passiv, melancholisch, ein liebevoller Narr des „guten alten Österreichs“ und kein Vorkämpfer für die nationale Freiheit. Ähnlich wie am Denkmal tummeln sich in seinen Theaterstücken gute Feen, die auf die Erde schweben, um ihre Glückszauber auf die Protagonisten auszustreuen. Die Menschen in den Stücken reagieren, werden vom Schicksal bewegt, meist, um schließlich wieder den ursprünglichen Platz in Gesellschaft und göttlicher Ordnung einzunehmen. Bei Raimund sollten die Verhältnisse bestehen bleiben, sie sollten nur kurz und unterhaltsam ins Wanken geraten,



Abb. 3: Verlag Karl Kühne (Hersteller), 7., Museumsstraße - Raimunddenkmal, Ansichtskarte, 1940 (Herstellung), Wien Museum Inv.-Nr. 205026, CC0 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/37812/>)

um dann wieder die verträumte Genügsamkeit des einfachen Biedermannes zu bestätigen und zu belohnen. Die Helden bei Raimund wollen die Welt nicht verändern, der Nationalsozialismus wollte es schon. Dementsprechend wurde auch das Kraft-durch-Freude-Theater, wie das Volkstheater im Herbst 1938 hieß, mit Friedrich Schillers „Die Räuber“ wiedereröffnet. Ein wütendes Stück, welches „frühere Verhältnisse“ umwirft und Wutbürger und Zu-Kurz-Gekommene anspricht, aber keine bescheidenen Zimmerleute wie „Valentin“ in Raimunds „Der Verschwender“, berühmt für sein Hobellied.

Hier ist aber Vorsicht geboten! Wenn der „österreichischen Seele“ eine gewisse träge, fatalistische Eigenart zu-geschrieben und wahrscheinlich auch ein wenig ein-geschrieben wurde, ist sie nicht weniger potentiell gewalttätig. Manche meinen, eben diese hierzulande übliche zaudernde Passivität habe den Anschluss ebenso vorbereitet wie der glühende Eifer der illegalen Nazis.

Hat bereits der verträumte Raimund den Anschluss vorbereitet, weil er die ohnehin seit der Gegenreformation obrigkeitshörige „österreichische Seele“ eingelullt und anschlussfähig gemacht hat? Zu weit gedacht?

Es sollte durch die Verrückung des Denkmals nicht behauptet werden, dass „die Deutschen den österreichischen Dichter“ an den Rand gedrängt und ins Ecke gestellt hätten. Zwar wurde diese Gegenüberstellung Deutsch-Österreichisch im Kraft-durch-Freude-Theater

während einer Vorstellung von Grillparzers König Ottokars Glück und Ende verschärft, aber sie entsprach allgemein einer Unzufriedenheit mit dem Regime, die sich so äußerte:

„16. Februar 1940.

Bei der Festvorstellung anlässlich des fünfzigjährigen Bestandes des Deutschen Volkstheaters in Wien am 15.2.1940 wurde Grillparzers Trauerspiel König Ottokars Glück und Ende gegeben. Die Vorstellung wurde in der Reihe der KdF-Abonnements durchgeführt[...] Bei dem Loblied auf Österreich, das Ottokar von Horneck vor Rudolf von Habsburg spricht, kam es an der Stelle, wo der Unterschied zwischen dem reichsdeutschen und österreichischen Geistesleben gezeichnet wird, zu ostentativem Beifall. Es heißt an dieser Stelle:

Allein, was nottut und was Gott gefällt, der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn, da tritt der Österreicher hin vor jeden, denkt sich sein Teil und läßt die andern reden!

Der Beifall an dieser Stelle wurde noch nicht übermäßig auffällig empfunden. Ausgesprochen demonstrativen Charakter aber trug der Beifall an einer anderen Stelle, wo er durch einen einzelnen lauten Bravoruf ausgelöst wurde. Es war die Stelle, wo Rudolf von Habsburg erklärt:

[...] Ich hab's geschworen, geschworen meinem großen, gnädigen Gott, daß Recht soll herrschen und Gerechtigkeit im deutschen Land, und so soll's sein und bleiben!“³

Auch Ferdinand Raimund wurde während der NS-Zeit gespielt, es galt, die kriegsverdrossenen Wiener:innen bei Laune zu halten und Raimund als deutschen Dichter zu feiern.

Die Dichotomie Deutsch-Österreichisch wurde nach 1945 zur Rechtfertigung vieler nationalsozialistischer Österreicher missbraucht, um sich von der Verantwortung reinzuwaschen. Als wären es die „bösen weltumstürzenden Deutschen gewesen, welche die armen ohnmächtigen Österreicher zum Nationalsozialismus gezwungen hätten.“

Die Versetzung des Denkmals war neben praktischen Gründen auch ein Akt der frühen Wiener NS-Kulturpolitik, die österreichische Identitätsorte vorerst marginalisieren sollte.

Dass der Standort des Raimund-Denkmal über vierzig Jahre (von 1898–1938) vor dem Volkstheater

war, weiß heute kaum jemand.

Selbst die Benennung des „bisher namenlosen“ Vorplatzes in Arthur-Schnitzler-Platz im Jahr 2017 erinnerte nicht daran. So schnell ist das „verrückte Österreich“ vergessen.

Das Raimund-Denkmal sollte nicht wieder vor das Volkstheater gestellt, aber sein jetziger Standort als Symbol der NS-Kulturpolitik während und nach der NS-Zeit erinnert und vermittelt werden. Vielleicht mit einer informativen Tafel am Rande des Platzes?

Endnoten

- 1 Kleine Volkszeitung, 19.10.1938
- 2 Bezirksbote, 18.11.1938
- 3 Bericht des Sicherheitsdienstes der SS: zit. in Der Spiegel 11/1966

Zierspitz Schottengasse



LUDWIG KYRAL
KUNSTSPENGLER UND GÜRTLER
HISTORISCHE BAUORNAMENTE
CUMBERLANDSTR. 24 / A-1140 WIEN
TEL. 982 01 99 / FAX. 982 34 05
OFFICE@KYRAL.AT / WWW.KYRAL.AT



Die ökologische Herausforderung für das Stadtbild in Europa

Mario Schwarz



Abb. 1: Die EU verlangt bis 2030 die klimaneutrale Renovierung aller Altbauten, zunächst bis 2028 der öffentlichen Gebäude. Die dena-Leitstudie *Aufbruch Klimaneutralität* liefert dazu als Beispiel das Bild eines denkbar ungeeigneten Gebäudes, dessen dreidimensional gestaffelte Fassade nur schwierig wärmedämmend außenisoliert werden kann. Foto © Analogicus Tom /Pixabay

Die Europäische Kommission ist der Auffassung, dass Gebäude für zirka 40 Prozent des Energieverbrauchs und für 36 Prozent der CO₂-Emissionen in Europa verantwortlich sind. Drei Viertel aller Gebäude in der EU sind nicht energieeffizient. Schon am 15. Dezember 2021 hat die Europäische Kommission ihre Vorschläge für eine neue Gebäuderichtlinie vorgelegt. Das Ziel ist, dass bis zum Jahr 2050 sämtliche Gebäude in der EU klimaneutral sein sollen. Bis spätestens 2030 soll kein Gebäude mehr der schlechtesten Effizienzklasse G angehören.¹ Betroffen wären europaweit mehr als 15 Prozent der Altbauten, die besonders viel Energie verbrauchen. Für Gebäude, deren Gesamtenergieeffizienz mit Klasse G oder F eingestuft ist, soll es nach den Plänen der EU-Kommission künftig eine Renovierungspflicht geben. Insbesondere öffentliche Gebäude und Nichtwohngebäude müssen renoviert und bis spätestens 2027 mindestens auf das Gesamtenergieeffizienzniveau F, spätestens 2030 auf das Niveau E verbessert werden.

Da die Treibhausgasemissionen im Gebäudesektor in den letzten Jahren nur geringfügig gesunken sind, müssen erhebliche zusätzliche Anstrengungen geleistet werden, um das im Klimaschutzgesetz festgeschriebene Sektorziel bis 2030 zu erreichen. Bereits am 14. Juli 2021 hatte die EU-Kommission ihr Klimaprogramm „Fit for 55“ mit zwölf konkreten Vorschlägen vorgestellt, wie sie die Netto-Treibhausgasemissionen bis 2030 um mindestens 55 Prozent gegenüber 1990 senken will. Acht Gesetze sollen verschärft, vier neue beschlossen werden.²

Die jährliche Renovierungsquote in den Mitgliedsstaaten stagniert seit Jahren und lag Ende 2021 etwa zwischen 0,4 und 1,2 Prozent. Laut EU-Kommission ist mindestens eine Verdoppelung dieser Quote notwendig, damit die Energieeffizienz- und Klimaziele der EU erreicht werden können.³

Am 25. Oktober 2022 einigte sich der Europäische Rat auf eine Allgemeine Ausrichtung zur Überarbeitung der

EU-Richtlinie über die Gesamtenergieeffizienz von Gebäuden (EGBD). Damit ist der Weg frei für Verhandlungen mit dem Europäischen Parlament. Sobald eine politische Einigung zwischen beiden Institutionen erzielt wurde, wird der endgültige Text vom Rat und vom Parlament förmlich angenommen.

Zu verhandeln ist jedenfalls, aus welchen Quellen der enorme Kapitalbedarf von insgesamt rund einer Billion Euro für ein klimaneutrales Europa kommen soll. Knapp die Hälfte der Summe soll nach dem *Sustainable Europe Investment Plan* des *European Green Deal* aus dem EU-Haushalt kommen. Für die Mobilisierung der notwendigen zusätzlichen öffentlichen und privaten Investitionen sollen Anreize geschaffen werden. Im Gebäudebereich sieht die EU-Kommission den größten Investitionsbedarf in der Höhe von etwa 120 Milliarden Euro pro Jahr für Wohngebäude und weitere 75 Milliarden für Gebäude der öffentlichen Hand und des Dienstleistungssegments.

Utopisch wie die Pläne zur Verwirklichung des enormen Finanzierungsbedarfs sind allerdings auch die Aussichten für eine flächendeckende Anwendung der Bestimmungen. Gebäudeinspektionen und Planungs- und Gebäudekontrollprozesse sind nur einige mögliche Punkte, an denen die Erfüllung überprüft und durchgesetzt werden kann. Die gängigsten Sanktionsmechanismen sind regelmäßige oder stufenweise ansteigende Bußgelder. Einschränkungen bei der Vermietung oder weiteren Nutzung eines Gebäudes wären das letzte Mittel zur Durchsetzung.

Obwohl versichert wird, dass die Vorlage eines Energienachweises für denkmalgeschützte Objekte nicht zur Anwendung kommen wird, werden von Seiten des Stadtbildschutzes massive Bedenken gegen die geplanten Maßnahmen vorgebracht. Da die effizienteste Methode zur Verbesserung des Energieverbrauchswertes eines Gebäudes die Außenwanddämmung darstellt, das heißt, die komplette Verkleidung aller Außenflächen, auch des Kellerbodens und des Daches, mit Dämmstoffen, kann bei Altbauten auf vorhandene Fassadendekorationen aus Stuck und Putz nicht Rücksicht genommen werden. Diese Dekorationen verschwinden entweder unter der wärmedämmenden Verkleidung oder werden, um eine solche besser anbringen zu können, zuvor abgeschlagen.

Jüngst startete der Weblog *Stadt.Bild.Berlin* die Initiative „*Gegen die Zerstörung historischer Fassaden durch Wärmedämmung*“. Die Bürgerinitiative weist auf die Folgen der in Deutschland bereits jetzt überhandnehmenden Gebäude-Wärmedämmungen durch Fassadenverkleidung hin, die zur Uniformierung und Verödung des Straßenbildes von Bauensembles, ja von ganzen Stadtteilen führen könnten. Es macht besorgt, *dass in naher Zukunft regionaltypische Stadtbilder nicht mehr erlebbar sind, weil sowohl Fachwerkhäuser in Hessen als auch Klinkergebäude in Hamburg oder Gründerzeitvillen in Düsseldorf von außen gedämmt sind.*⁴

Dabei ist umstritten, ob das Wärmedämmverbundsystem tatsächlich die Energieeinsparungen erreicht, welche die Industrie verspricht. Der Austausch der Heizanlagen oder die Dämmung des Daches sind in vielen Fällen oftmals die effektiveren Maßnahmen. Die Außendämmung dagegen ist oftmals wenig effektiv und belastet obendrein die Mieter enorm. Hinzu kommen unkalkulierbare Risiken aufgrund mangelnder Dauerhaftigkeit, ungeklärter Recyclingfähigkeit, offener Brandschutzfragen sowie bauphysikalischer und baubiologischer Probleme der Dämmstoffe.⁵

Massiv betroffen wäre das Erscheinungsbild des *Wiener Zinshauses* aus der Gründerzeit. Laut Statistik (2019) sind 32.400 Gebäude in Wien vor 1919 erbaut worden, das sind etwa 20 Prozent aller Wiener Bauten. Obwohl seit Juli 2018 für den Abbruch von Gebäuden eine Bewilligungspflicht durch die Magistratsabteilung 19 der Stadt Wien besteht, wobei nachzuweisen ist, ob ein öffentliches Interesse an der Erhaltung des Bauwerks besteht, kann bei bestehenbleibenden Bauten der Verlust der mit Stuckornamenten, Gesimsen und Fensterverdachungen gegliederten und verzierten Fassaden durch deren wärmedämmende Verkleidung nicht verhindert werden. Zwar besteht bautechnisch die Möglichkeit, eine gedämmte Fassade optisch wieder aufzuwerten und die alten Fassadenformen und Details auf der Außenschicht der Dämmung maßgetreu nachzubilden, doch wäre dies eine kostenaufwändige, freiwillige Zusatzmaßnahme, die nicht verlangt werden kann und doch nur ein Surrogat liefert, das als Kopie noch dazu den gängigen Restaurierungsprinzipien widerspricht.

Das EU-Diktat über die klimaneutrale Nachrüstung aller Altbauten wird viele Altstadtzonen, vor allem in den europäischen Metropolen mit historistischen Wohnvierteln, wie Budapest, Prag, München oder Mailand, herausfordern und mit der Gefahr gravierender ästhetischer Stadtbildverluste durch uniformierende Gebäudeverkleidung konfrontieren.

Endnoten

- 1 Für alle Gebäude hat die EU Energieeffizienzklassen festgelegt. Steht der Verkauf eines Gebäudes oder einer Wohnung an, muss für diese Räumlichkeiten ein Energieeffizienzausweis ausgestellt werden. Auf diesem ist die Energieeffizienzklasse des Gebäudes und dessen Energiewert vermerkt. Die Energieeffizienzklassen sind in alphabetischer Reihenfolge vergeben. Dabei liegt A++ für den niedrigsten Energieverbrauch, G für den höchsten. Wurde die Klassifizierung vor dem 1. Mai 2014 durchgeführt, konnten Immobilien auch noch in die Klassen H und J eingestuft werden. Die älteren Einstufungen sind zehn Jahre lang gültig, weshalb auch jetzt noch Gebäude bestehen, die in die Klassen H oder J eingestuft wurden. Bei Gebäuden der Energieeffizienzklasse A muss der Energiewert 50kWh/(m²·a) unterschreiten, bei Klasse B unter 75kWh/(m²·a) liegen, bei Klasse C unter 100kWh/(m²·a), in der Klasse D bei weniger als 130 kWh/(m²·a), in der Energieeffizienzklasse E eingestufte Gebäude bringen es auf einen Energiewert, der unter 160 kWh/

(m²·a) liegt. Bis 2014 galt hier ein Grenzwert von 150 kWh/(m²·a). Bei vielen Gebäuden, die in der Klasse E eingestuft wurden, handelt es sich um Gebäude, die die Kriterien gerade noch einhalten. Viele Mehrfamilienhäuser sind hingegen schon der Klasse D zugeordnet. Bei Altbauten kann die Einstufung in die Energieeffizienzklasse E auf eine bereits erfolgte höherwertige Modernisierung hindeuten. Zur Energieeffizienzklasse F gehören Häuser, deren Verbrauchswert 200 kWh/(m²·a) nicht überschreitet. Zu den hier eingestuften Gebäuden gehören meist Altbauten, die eine vollständige Modernisierung erfordern.

Bei Gebäuden, die der Energieeffizienzklasse G zugeordnet werden, ist in der Regel nur eine teilweise Modernisierung erfolgt. Hierbei handelt es sich meist um Altbauten, bei denen nur isoliert oder nur eine neue Heizungsanlage eingebaut wurde, ohne weitere energetische Maßnahmen zu realisieren. Der Energieverbrauchswert dieser Gebäude darf 250 kWh/(m²·a) nicht überschreiten. Bis 2014 galt hier ein Energiewert von 200 bis 300 kWh/(m²·a).

Hierbei handelt es sich meist um Altbauten, bei denen nur Teilflächen isoliert oder nur eine neue Heizungsanlage eingebaut wurde, ohne weitere energetische Maßnahmen zu realisieren. Der

Energieverbrauchswert dieser Gebäude darf 250 kWh/(m²·a) nicht überschreiten.

Der österreichische Nationalrat hat im Mai 2006 das Bundesgesetz über die Pflicht zur Vorlage eines Energieausweises beim Verkauf oder und bei der In-Bestand-Gabe von Gebäuden und Nutzungsobjekten (Energieausweis-Vorlage-Gesetz – EAVG) beschlossen.

Die Landesgesetze regeln die Vorschriften bei Neubau, Zubau und umfassender Sanierung sowie alle Regeln über Berechnung, Inhalt, Form und Ausstellerbefugnis. Mit 1. Januar 2008 für Neubauten und mit 1. Januar 2009 für den Altbau wurde der Energieausweis in der gesamten Republik Österreich zum Pflichtpapier,

2 EU-Kommission plant Mindeststandards für Bestandsgebäude.

<https://grueneskino.net/blog/eu-kommission-plant-mindeststandards-fuer-bestandsgebaeude/>

3 https://www.haufe.de/Immobilien/wirtschaft-politik/green-deal-eu-liefert-investitionsplan-fuer-gebaeudesektor_84342_507868.html

4 <https://www.wdvs-kompendium.de/daemmung/waermedaemmung-zerstoert-das-historische-stadtbild/>

5 <https://stadtbildberlin.wordpress.com/schwerpunktthema-energetische-sanierungen/>

Klimaneutrales Wohnen in Städten

Der Umgang mit historischer Bausubstanz in Wien

Franz A. Sagaischek

„Eine klimafitte Zukunft des Lebensraumes ist nur möglich, wenn die bereits bestehende Stadt und die Bauplätze selbst als Ressource betrachtet werden“¹ – so Bernd Sommer topaktuell in einer Schlagzeile der Zeitschrift der Kammer für ZiviltechnikerInnen vom April 2023. Gründe genug für diese Aussage gibt es, sind doch in erster Linie die Gebäude – und hier alt wie neu – maßgeblich für den hohen CO₂-Verbrauch einer Stadt verantwortlich. Dies betrifft in der Hauptsache das daraus resultierende „Mobilitätsaufkommen“², aber nicht weniger die Baustoffe selbst und die Herstellung derselben.

In Wien gibt es kein eigenes Raumordnungsgesetz, wie dies etwa im benachbarten Niederösterreich der Fall ist. In der Bundeshauptstadt werden Fragen der Flächenwidmung durch die Wiener Bauordnung geregelt. Die Widmung legt die Funktion von Flächen und hier, neben dem Bauland, insbesondere jene des Verkehrs – als erstes Thema hinsichtlich klimatischer Überlegungen – fest. Allein daran ist zu sehen, wie schwierig sich generelle Vorgaben gestalten, sind Regeln betreffend geeigneter Baumaßnahmen in Österreich doch für jedes Bundesland extra aufgestellt.

Das Mietrecht ist Bundessache, die letzte Novelle stammt vom 31.03.2021³. Im Paragraph 4 „Nützliche Verbesserungen durch bautechnische Maßnahmen“ sind Um- und Ausbaumaßnahmen seitens des Vermieters hinsichtlich der Verbesserungsmaßnahmen, den Erhaltungszustand des Gebäudes betreffend, festgehalten. Ein wesentlicher Aspekt, und im Unterpunkt (3) des Abschnittes beschrieben, ist die Leistbarkeit des Unterfangens. Ausdrücklich sind Umbauarbeiten von bewohnten Mietgegenständen, also innerhalb einer Wohnung, durch den Vermieter unter bestimmten Voraussetzungen gestattet.

Der Denkmalschutz, also der Schutz von Kulturdenkmälern und Ensembles, ist ebenso Bundessache, untersteht dem österreichischen Bundesdenkmalamt und ist durch das Denkmalschutzgesetz – in der Urform aus dem Jahre 1923 – geregelt.

Daraus resultiert, dass bereits in der Gesetzgebung von Maßnahmen in Bezug auf Klimaeffizienz von Gebäuden aller Art das Zusammenspiel von Bund und Ländern zu berücksichtigen ist. Viele Problematiken scheinen hier

schon im Vorfeld vorprogrammiert. Neun Bauordnungen für neun Bundesländer und für jedes Bundesland extra gültige Abschnitte der OIB-Richtlinien⁴ bilden gute Beispiele für, wenn auch legitime, unterschiedliche Auffassungen.

Die Charta von Venedig aus dem Jahre 1964 legt die Denkmalpflege, also die Vorgehensweise der Konservierung und Restaurierung von Denkmälern, auf internationaler Ebene fest.

Ein wesentlicher Punkt im Umgang mit dem baulichen Erbe liegt darin, die Struktur und Gestalt des Denkmals nicht zu verändern. Diese Tatsache an sich sollte schon genügen, um das Schloss Schönbrunn vor einer thermischen Sockelsanierung samt Vollwärmeschutzfassade zu schützen. Umgekehrt wird Polemik allein nicht ausreichen, um den Anforderungen des Schutzes der Umwelt gerecht zu werden. Auch sind historische Gebäude hinsichtlich der „Klimaneutralität“ bis 2050 noch ausgeschlossen.

Nachhaltige Klimaeffizienz ist in Europa seit einigen Jahren Thema für die Vorlage neuer Gebäuderichtlinien. Energieeffizienzklassen sind in Österreich – wie in vielen weiteren Ländern der Europäischen Union – längst in sogenannten verpflichtenden Energieausweisen erfasst. Diese sind heute überhaupt Voraussetzung, um ein Bauprojekt bei der zuständigen Behörde einreichen zu können, ebenso wie dies seit 2012 auch für die Abwicklung von Veräußerungen, also von Kaufverträgen, seine Gültigkeit hat. Eine Ausnahme bildet das denkmalgeschützte Gebäude.

Die „Traditionen der Völker“⁵ zu erhalten, ist ein Anliegen, das gerade in letzter Zeit immer mehr in den Hintergrund rückt. Besonderheiten verschiedener Kulturen sind heute nicht mehr so klar festzustellen, wie dies vor gar nicht zu langer Zeit noch gewesen ist. Die Festlegung europaweiter Richtlinien für Gebäude kann durchaus eine Art Uniformität nach sich ziehen. Längst ist ein gewisser internationaler Stil bei Wohnkomplexen in verdichteten Gebieten festzustellen. Der – längst nicht mehr punktuelle – Hochhausbau hat sich inzwischen durchgesetzt, auch wenn hier mitunter ein Rückgang in Altstädten zu beobachten ist⁶. Und all das vollzieht sich parallel zu den vielen anderen Entwicklungen, die eine schnelllebige Zeit, wie die momentane, mit sich bringt. Nur wenig bekommen die BürgerInnen von einer EU-Gesetzgebung mit. Hier ist man auf Informationen aus zweiter Hand abhängig. Aber die Filterung der Fülle ist schwer zu bewerkstelligen, sodass viele Angelegenheiten überhaupt nur den speziell Interessierten erreichen.

Die Vollwärmeschutzfassade scheint neben der Photovoltaikanlage auf dem Dach derzeit das einzig probate Mittel für nachhaltige Energieeffizienz zu sein. Die ist, ebenso wie das Elektroauto, doch zu hinterfragen. Das Kunststofffenster, das sich inzwischen – in erster Linie aus preislicher Überlegung – bei den meisten Wohnbauvorhaben durchgesetzt hat, bedeutet wie die Styroporhülle eines Gebäudes im weiteren Sinne die Produktion von Sondermüll. Um die in den besagten Energieausweisen

verlangten Werte zu erreichen, geht es meist wirtschaftlich vertretbar zumeist aber gar nicht anders. Der Energieausweis bildet eine wesentliche Voraussetzung für Landesförderungen, im sozialen wie im privaten Wohnbau.

Die Sanierung eines Gebäudes ohne an der Außenhülle angebrachten Wärmeschutz ist möglich. Zahlreiche Beispiele beweisen das, allerdings ist dies noch immer mit einem erheblichen Mehraufwand verbunden. Es ist schwer vorstellbar, wie – zum Beispiel in Wien, wo die Mietkosten inzwischen ein noch nicht dagewesenes Ausmaß erreicht haben – thermische Sanierungen der „anderen Art“ durchzuführen wären. Die erheblichen Mehrkosten werden nicht auf die Mieter weitergegeben werden können. Der Hausbesitzer wird also eher nicht in der Lage sein, sich solche Maßnahmen leisten können. Zusätzliche oder überhaupt Förderungen der öffentlichen Hand sind wünschenswert, aber zum heutigen Tage wohl so gut wie unwahrscheinlich. Dazu kommt, dass gerade in Wien in den letzten Jahren ein großer Schwund an Gründerzeithäusern festzustellen ist. Zu teuer ist die Sanierung verglichen mit einer völligen Schleifung und einem folgenden Neubau. Insgesamt finden gegenwärtig in Wien Bemühungen statt, diese Tendenz einzudämmen – der Abbruch eines Gründerzeithauses ist nur mehr in Ausnahmefällen und nur nach einer positiven Begutachtung durch die Magistratsabteilung 19, Architektur und Stadtgestaltung, mittels Gemeinderatsbeschlusses möglich. Aber all das bringt noch keine Lösung, Gründerzeithäuser nachhaltig und energieeffizient erhalten zu können.

Auch gibt es zahlreiche Länder in der Europäischen Union, denen in der Vergangenheit die Erhaltung ihres kulturellen Erbes nicht vordergründig wichtig gewesen oder nach wie vor nicht ist. Dazu zählen in erster Linie nordische Staaten, wie zum Beispiel Schweden, Dänemark oder Finnland. In Deutschland, Italien oder Polen wiederum ist die Denkmalpflege von nationalem Interesse, wird gepflegt und gefördert. Dies gilt auch für Österreich – hier leistet das Bundesdenkmalamt in Zusammenarbeit mit weiteren zuständigen Behörden und Einrichtungen Großes. Auch wenn es, wie bei den meisten Anliegen, immer zu wenig ist.

Das Problem, historische Denkmale – wie zum Beispiel Sakralgebäude, Schlösser oder das Ensemble der Wiener Ringstraße – nachhaltig zu bewahren, ist derzeit wahrscheinlich kein gewaltiges. Die derzeitigen Anforderungen werden sich vermutlich kaum ändern. Und natürlich sind solche Gebäude auch hinsichtlich der Vollwärmeschutzfassaden im herkömmlichen Sinne nicht in allzu großer Gefahr. Es ist davon auszugehen, dass das Styropor als oftmaliges „Allheilmittel“ diverser thermischer Sanierungen doch irgendwann wieder aus dem Sortiment der Baustoffe verschwinden wird. Letztlich ist es eine Frage der Zeit, wann sich die Gesellschaft auch dieser Angelegenheit widmen muss und wie in den meisten Fällen der Vergangenheit eine entsprechende Kompromisslösung finden wird.

Es ist eine der großen Herausforderungen der Zukunft, den Umgang mit Kulturgut in Einklang mit allgemein notwendigen Tendenzen, insbesondere in Übereinstimmung mit der ebenso notwendigen Klimaneutralität und umgekehrt zu bringen – zum Schutze und in der Verantwortung für die nachfolgenden Generationen.

Endnoten

- 1 Bernhard Sommer, In: der Plan 58, Die Zeitschrift der Kammer der ZiviltechnikerInnen für Wien, Niederösterreich und Burgenland, April 2023, S. 1.
- 2 ImmoFokus Timeline, Kammer der ZiviltechnikerInnen: Die Bauordnungsnovelle ist der Schlüssel zu einer klimafitten Stadt, 16.02.2023, www.w24.at/News/2023/2/Bauordnung-Forderungen-der-ZiviltechnikerInnen..., abgerufen am 01.05.2023.
- 3 Siehe dazu die aktuelle Version des Mietrechtgesetzes, in der

Urform aus dem Jahre 1981: www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10002531, abgerufen am 1.5.2023

- 4 „Die OIB-Richtlinien dienen der österreichweiten Harmonisierung der bautechnischen Vorschriften. Sie werden vom OIB (Österreichisches Institut für Bautechnik) herausgegeben und von den Ländern ins Baurecht übernommen“ – Definition übernommen von www.oib.or.at, abgerufen am 1.5.2023.
- 5 Aus der Präambel der Charta von Venedig, 1964.
- 6 Die „vertikale Stadt in Rotterdam“, zum Teil verwirklicht vom niederländischen Architekten Rem Koolhaas im von ihm entworfenen Hochhaus „De Rotterdam“, bildet ein zeitgenössisches Beispiel von Klimaneutralität in der Architektur, siehe dazu: Bernhard Schulz, Vertikale Stadt in Rotterdam: Wohnen, Arbeiten und Shoppen unter einem Dach, In: Tagesspiegel, Ausgabe vom 17.06.2017, www.tagesspiegel.de/wirtschaft/immobilien/wohnen-arbeiten-und-shoppen-unter-einem-dach-3840988.html, abgerufen am 1.5.2023.



Friderizianischer Historismus

Das Bauprogramm Kaiser Friedrichs III. (1415–1493), skizziert anhand von Wiener Neustadt

Franz A. Sagaischek

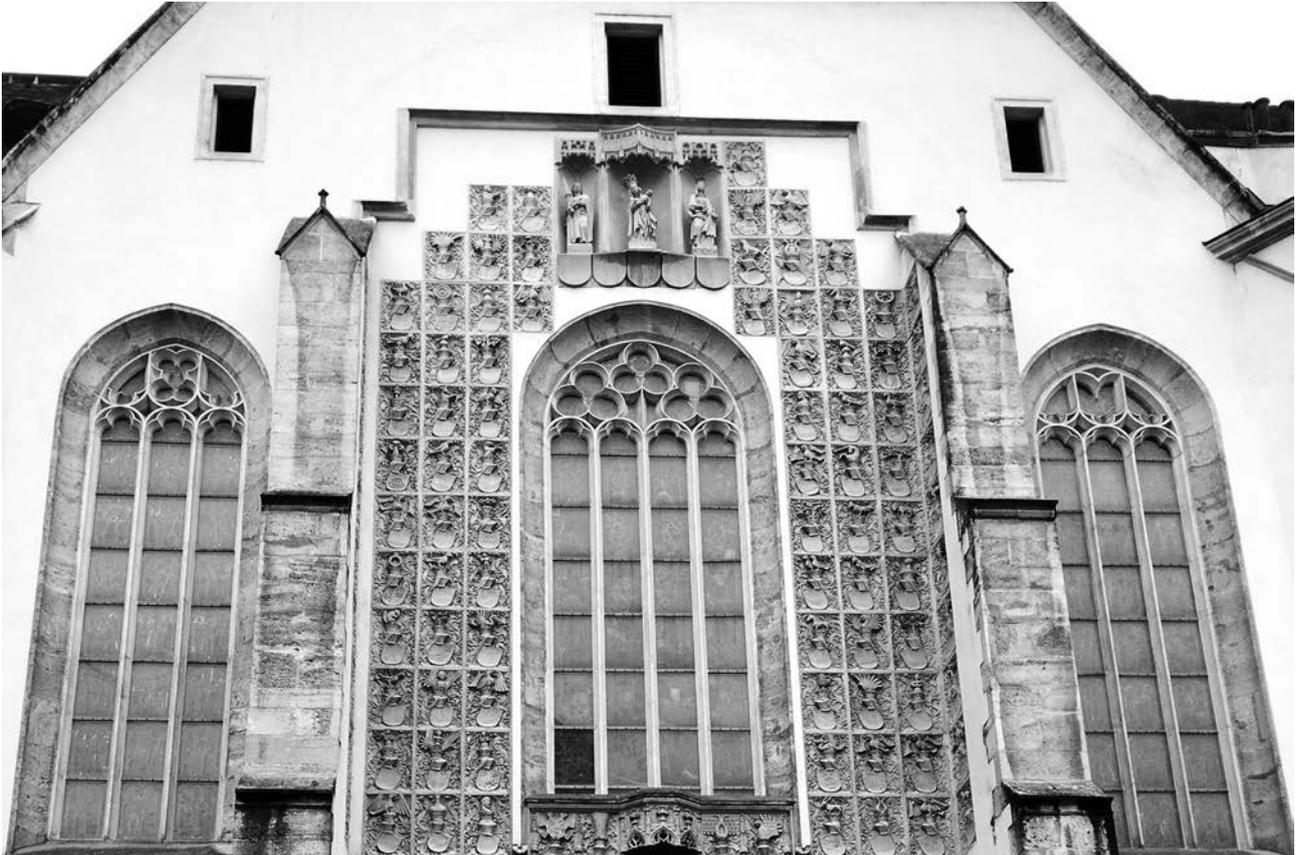


Abb. 1: Kirche Hl. Georg, Außenansicht West, Wappenwand (F. Sagaischek)

Friedrich macht 1435 zwanzigjährig – bald nach seinem Regierungsantritt – als Herzog von Innerösterreich Wiener Neustadt, das damals, in der Grafschaft Pitten gelegen, zur Steiermark gehört, zu einer seiner Residenzstädte. Obwohl es letztlich keine schriftliche Überlieferung für einen eigenen Hüttenbetrieb in Wiener Neustadt gibt, geht die Literatur in Bezug auf die gesamte baukünstlerische Entwicklung damalig von einem Zentrum aus, das um Wiener Neustadt entstanden ist und auch weit in die Bucklige Welt und die Steiermark gewirkt hat.

Die Wiederbelebung der Tradition bis zu den ersten Habsburgern bildet einen wesentlichen Machtfaktor Friedrichs III. Aus der Sicht des Habsburgers hat nach einem quasi zwischenzeitlichen „Interregnum“ seine Familie mit Albrecht V. 1438 endlich wieder die deutsche Königskrone übernommen. Es ist die Intention Friedrichs, die Zeit im Sinne von „re-formare“, also der Wiederherstellung einer Zeit, die es bereits einmal gegeben hat, zu erneuern. Er fühlt sich dazu bestimmt, Begonnenes zu

vollenden, weiter sieht er sich auch als Testamentsvollstrecker Rudolfs IV. All das spiegelt sich auch in „seiner“ Architektur wider. Die retrospektiv gehaltene Gestaltung zu jener Zeit, bezeichnet als „Friderizianischer Historismus“, ist augenscheinlich, absichtlich und vor allem mit großem Einfluss auf die nahe, aber auch weitere Umgebung. Doch bereits in Graz, bevor er zwischenzeitlich nach Wiener Neustadt übersiedelt, ist diese Tendenz am Bau des Domes (ab 1438) zu beobachten. In Wiener Neustadt werden seine Bestrebungen schließlich vollendet und zum Ausdruck seines politischen Willens.

Das Bild spätgotischer Architektur in den habsburgischen Erbländern zur Zeit Friedrichs stellt sich im „internationalen“ Vergleich sehr uneinheitlich dar. Seine einzigartig lange Regierungszeit lässt ihn im Laufe der mehr als fünfzig Jahre verschiedene architektonische Entwicklungen „miterleben“. Von einem „Friderizianischen Historismus“ ist dort zu sprechen, wo sich Friedrich selbst die Möglichkeit geboten hat, direkt oder indirekt Einfluss zu nehmen,

also in der Hauptsache in Graz und Wiener Neustadt, insgesamt beschränkt auf die habsburgischen Erblande und zeitlich auf etwa die erste Hälfte seiner Regierungszeit.¹ In Wien zum Beispiel ist seine Anteilnahme und Förderung zwar nachzuweisen, gestalterisch ist seine Einflussnahme aufgrund der etablierten Wiener Bauhütte jedoch gering. Allerdings entsteht der Eindruck, dass die Architektur hier hinter seinen großen Zielen, realpolitisch betrachtet, zweitrangig bleibt.

Die Ausformung von Staffelhallen in Wiener Neustadt und Graz, aber auch in Maria Saal und letztlich in Wien könnte eine Art Reminiszenz an die „altherwürdige“ Basilika ähnlich den deutschen Kaiserdomen, deutlich ausgeprägt in Worms, sein. Dieser stilistische „Rückgriff“ lässt sich einerseits mit den parallel verlaufenden kirchlichen Reformen, wie zum Beispiel bei der Melker Klosterreform, erklären, andererseits ist hier auch eine gewisse Gegenströmung zu den gleichzeitig auftretenden Hallenräumen der Stadt- und Landkirchen erkennbar. Letztgültig ist dies jedoch nicht zu bestimmen, da beide Formen mitunter überall anzutreffen sind. So zeigt auch die Georgskapelle, das Hauptwerk zur Zeit Friedrichs in Wiener Neustadt, einen regelmäßig gestalteten Hallenraum mit gleich hohen Schiffen und „moderner“ schlanker Säulengestaltung. Urheber ist mit Peter von Pusika der gleiche Baumeister, der auch für den gedrungenen Raumeindruck der Staffelhalle beim Umbau der „Neuklosterkirche“ zuständig ist.

Die „klassische“ gotische Kathedrale mit Umgangschor und Kranzkapellen entsteht in der Île de France des 12. Jahrhunderts. Die Weiterentwicklung vollzieht sich außerhalb des französischen Kronlandes und findet sich zunächst im heutigen Südfrankreich in reduzierteren Ausformungen wie zum Beispiel in Clermont-Ferrand (ab 1262), Narbonne (ab 1272) oder Rodez (ab 1277). Die Wände wirken massiver, der Wettstreit an Höhe mit riesigen Glasflächen zwischen Wandskeletten ist – vielleicht als gestalterischer Gegenpol – im Süden nicht zu finden. Diese Gestaltungsweise könnte eine Voraussetzung für die neue Raumauffassung im Binnenreich sein, wo im 14. Jahrhundert gleichsam ein neuer, wenn auch oft reduzierter, Kathedralgedanke festzustellen ist. Die Prager Domkirche Hl. Veit, auf Initiative Kaiser Karls IV., dem Schwiegervater Rudolfs IV., errichtet, bildet die Grundlage für die weitere Entwicklung im 14. Jahrhundert.

Die Steiermark gehört zu den Stammländern der leopoldinischen Linie der Habsburger und reicht damals weit in das östliche Slowenien. Marburg, das heutige Maribor, oder Cilli, das heutige Celje, sind bedeutende Städte des Territoriums. Graz, das unter Ernst dem Eisernen die einzige Hauptstadt der Steiermark gewesen ist, wird für Friedrich zunächst auch Residenzstadt, jedoch bald von Wiener Neustadt, der damals nördlichsten Stadt der Steiermark, als Zentrum abgelöst. Friedrich hält sich im Laufe seines langen Lebens jedoch immer wieder und auch für längere Zeit in Graz auf. Zahlreiche Förderungen und Bauinitiativen von seiner Seite sind nachzuweisen.

1440, nach seiner Wahl zum deutschen König, verlegt Friedrich schließlich seine Residenz von Graz nach Wiener Neustadt und löst eine überaus rege Bautätigkeit in der Stadt aus, die neben seinem neuen Palast vor allem die örtlichen Kirchen und Klöster betrifft.

Baumeister Peter von Pusika wird mit zahlreichen Bauaufgaben beauftragt, auch mit dem Umbau des Dominikanerklosters für den Orden der Zisterzienser, der in Wiener Neustadt ein neues Kloster gründet – das „Neukloster“. Die Dominikaner beziehen das Kloster St. Peter an der Sperr, die bis dahin dort ansässigen Dominikanerinnen werden umgesiedelt. Die nächste Bauaufgabe ist 1449 der Einbau der Hofemporen zu beiden Seiten des Chores in der Liebfrauenkirche. Ebenso ab 1449 wird auf der Burg die Georgskapelle eingebaut. Dieser insgesamt bemerkenswert umfangreiche Baubetrieb in Wiener Neustadt beeinflusst das unmittelbare Umfeld und die weitere Umgebung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und teilweise auch darüber hinaus. Hier sind die südlich von Wiener Neustadt gelegene St. Wolfgangskirche zu nennen, weiters die Kirchen in Payerbach, Pottschach, Prigglitz, Raach und Neunkirchen. Zusammenhänge gibt es mit den Pfarrkirchen in Wiesmath, Rust, Bromberg und Kirchschatz.

Wiener Neustadt, Burg

Bereits ab 1437, drei Jahre bevor Friedrich seine Residenz von Graz nach Wiener Neustadt verlegt, sind umfangreiche Bautätigkeiten an der zur Zeit der Babenberger errichteten Burg in Wiener Neustadt festzustellen.² Die bestehende Wasserburg mit vier Ecktürmen wurde als Grenzfestung gegen Ungarn errichtet (Abb. 2). Studien von Erwin Reidinger hinsichtlich der Ausrichtung der Längsachse der Liebfrauenkirche haben deren Baubeginn von 1192 ergeben, woraus sich die Stadtgründung kurz vor jenem Zeitpunkt ableiten lässt.³ Die Burganlage wird durch Friedrich unter weitgehender Beibehaltung des Bestandes deutlich vergrößert, neue Ecktürme werden in eine nun weiter außen liegende Umfassungsmauer

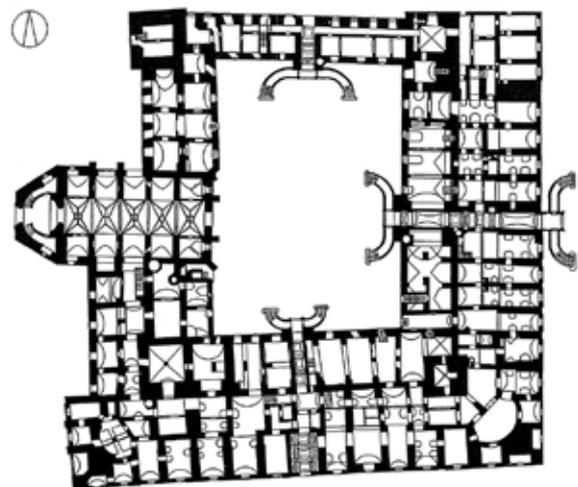


Abb. 2: Residenzburg, Grundriss Erdgeschoß (F. Sagaischek)

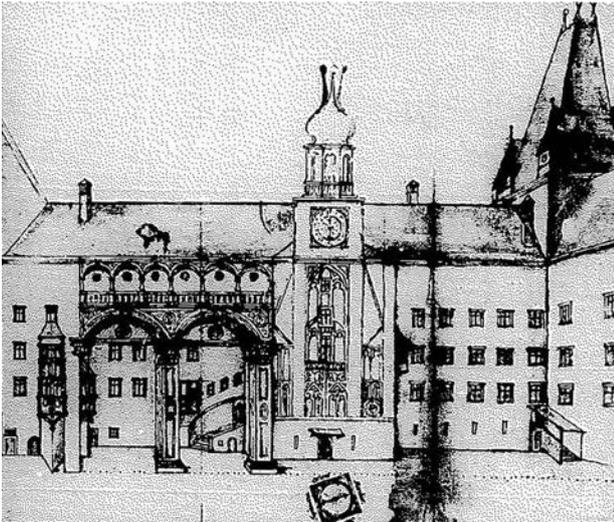


Abb. 3: „Gottesleihnamskapelle“, Historische Außenansicht Ost (Mario Schwarz 1998)

eingebaut. Der Bautypus des 13. Jahrhunderts wird zwar beibehalten, die halbkreisförmigen Basteien weisen jedoch hochmoderne Formen des italienischen Fortifikationsbaus auf, die in dieser Form damals überhaupt einzig in den österreichischen Landen sind.⁴ Hier ist also überregionale „zeitgenössische“ Architektur anzutreffen, ganz im Gegensatz zu den allgemein konservativ gehaltenen Gestaltungen an Sakralbauten zur Zeit Friedrichs. Ähnliches gilt übrigens auch für das Steinertor in Krems, das mit Rundtürmen zu beiden Seiten des Mauerdurchgangs versehen ist. Rechts des Tores ist ein Wappenstein mit Friedrichs Devise und der Jahreszahl 1480 angebracht. Im Zuge der Auseinandersetzungen mit Matthias Corvinus werden um 1480 neben Krems und Wiener Neustadt auch Linz und Graz befestigt.⁵

Im Südtrakt der Wiener Neustädter Burg wird um 1437 ein großzügiger Thronsaal eingebaut. Die zugehörigen Baualterspläne von Adalbert Klaar aus dem Wiener Bundesdenkmalamt zeigen einen mittels Stützenreihe zweigeteilten Raum, in der Literatur wird auf Malereien auf Goldgrund verwiesen. Erhalten sind auch die Gewölbe des heute so bezeichneten „Gotischen Vorsaales“ in einer Zweiparallelrippenfiguration. Diese sollte beispielgebend für zahlreiche weitere in der Folge errichteten Objekte werden. Der auf Initiative Friedrichs erbaute kleine Saalraum weist zwei und ein halbes Joch auf und ist mit 1438 datiert, dem Jahr, in dem Albrecht V. zum römischen König gewählt wird.⁶

Wiener Neustadt, Gottesleihnamskapelle

Die Leopoldinische Gruftkapelle ist mit 1379 datiert, die darüber liegende Oberkirche – die „Gottesleihnamskapelle“ stammt aus der Zeit zwischen 1420 und 1440. Der Beginn von Umbauarbeiten findet noch unter Ernst dem Eisernen statt⁷, für 1428 ist ein Kaplan für die Betreuung der Kapelle überliefert.⁸ Der Baumeister der 1437 unter Friedrich durchgeführten Umbauarbeiten dürfte Caspar

Sorger aus Wiener Neustadt gewesen sein.⁹ Die Bauzeit ist in einer Inschrift mit der Devise Friedrichs III. „1437 AEIOV“ angesetzt.¹⁰ Allerdings ist der Anteil Friedrichs am Bau in der Literatur nicht unumstritten. Ein Aquarell aus dem 17. Jahrhundert belegt die reiche Gestaltung der Hoffassade der Doppelkapelle. In der heutigen Aula mit Stiegenhaus der Militärakademie sind die erhaltenen Gewölbe sichtbar (Abb. 3). An deren Schlussstein ist das Wappen Ernst des Eisernen – der steirische Panther – zu erkennen. Für 1441 ist eine Altarstiftung in der Gottesleihnamskapelle seitens Friedrichs belegt, 1444 wird ein Kapitel weltlicher Chorherren eingerichtet.

Wiener Neustadt, Georgskapelle

Im Jahr seiner Königswahl 1440¹¹ beginnen die Vorbereitungen für Bauarbeiten an einer neuen zweiten zweigeschossigen Palastkapelle,¹² die gegenüberliegend im Westtrakt und auf gleicher Achse der Gottesleihnamskapelle angelegt ist¹³ (Abb. 1). Die untere Ebene wird von einer Tordurchfahrt gebildet, die aus fünf querrrechteckigen Jochen besteht. Der niedrige und gedrungene Raum weist Sternrippengewölbe mit Rautenformen und mächtigen Sprengringen in den Scheiteln auf, die Joche sind mittels gewaltiger Gurtbögen voneinander getrennt. Die quadratischen Wandpfeilernischen sind mit Tonnengewölben überspannt. Die Rippenbögen werden bis zum Terrain geführt, es gibt daher keine Senkrechten. Es entsteht der Eindruck einer eingezogenen Decke in der Ebene, in der sich oft Kapitelle befinden. Dies mag der Raumsituation der darüber geplanten Kapelle zum Hl. Georg geschuldet sein, die sich von ihrem Niveau her den Gegebenheiten des vorhandenen Niveaus im Obergeschoss anpassen muss. Das tonnenförmige Sternrippengewölbe stellt einen Bezug zum ab 1356 entstandenen parler'schen Chor des St. Veit-Domes in Prag dar.¹⁴ Allerdings ist die Gewölbekonfiguration in Wiener Neustadt nicht in diesem Maße jochübergreifend gestaltet. Die auffällige Gedrungeneheit der Torhalle könnte auch eine andere Begründung haben. Sollte als Aufstellungs-ort des Grabmals Friedrichs tatsächlich von Anfang an die spätere Georgskapelle, die zunächst der Gottesmutter geweiht ist, vorgesehen gewesen sein, so könnten durchaus konstruktive Überlegungen einen Einfluss auf die Dimensionierungen des Untergeschosses haben. Nur auf hinreichend dimensionierten Abstützungen ist eine Anlage tonnenschwerer Granitblöcke im Obergeschoss möglich. Caspar Sorger ist vermutlich wieder der verantwortliche Baumeister.¹⁵

Ab 1449 wird über der inzwischen fertiggestellten „Torhalle“ die Georgskapelle, die heutige Georgskathedrale, unter der Leitung von Peter von Pusika eingebaut. Die dreischiffige, fünfjochige Halle hat querrrechteckige Kreuzrippengewölbe. Bei der Konzeption der Anlage könnte es sich um einen bewussten Rückgriff auf die nicht erhaltene Klosterkirche der Dominikanerinnen in Tulln handeln, die 1280 unter Rudolf I. errichtet worden ist – ebenso mit der Funktion einer Herrschaftskapelle.

Die Kreuzrippengewölbe der Georgskapelle sind im vierten und fünften Joch sechsteilig mit Scheitelrippen, jene der Seitenschiffe sind längs gestreckt proportioniert und vierteilig. In der Neuklosterkirche werden bei den Umbauarbeiten zwischen 1444 und 1447 Netzrippengewölbe eingebaut. Bei der Georgskirche gelangen nun Kreuzrippengewölbe in den westlichen Jochen zur Ausführung.¹⁶ Hinzuweisen ist auf Planunterlagen, die beim Österreichischen Bundesdenkmalamt aufliegen, die den Grundriss der Georgskapelle mit Scheitelrippen in sämtlichen Jochen darstellen. Der Plan ist undatiert – wenn es sich um eine Bauaufnahme aus der Zeit vor den Weltkriegen handelt, so könnte es auch eine authentische Abbildung sein. Die Militärakademie und damit auch die Georgskapelle sind während des Zweiten Weltkrieges stark zerstört worden. Es ist nicht unmöglich, dass die Scheitelrippen im Zuge des Wiederaufbaus nur im Bereich der beiden Chorjochen wieder angebracht worden sind.

Die Sprengringe der Gewölbe, die beiden Scheitelrippen sowie Wappenschilder sind die einzigen „zeitgenössischen“ Gestaltungselemente. Die Pfeiler sind als schlanke Säulen ohne Kapitelle ausgebildet, die jenen des Chores der Salzburger Franziskanerkirche ähnlich sind. In diesem Zusammenhang ist auf den Aufenthalt Friedrichs beim Salzburger Erzbischof auf seiner Krönungsreise nach Aachen 1442 zu verweisen. Beide seitlichen Herrscheremporen sind auf Konsolen gelagert, wobei die nördliche Empore Friedrich, die südliche seiner, Gattin Eleonore vorbehalten ist, die linke Hofempore ist mit „1460“ datiert. Die Maßwerkbrüstungen sind mit Wappen geschmückt.

An der Außenfassade durchbricht ein Umlaufgang die Strebepfeiler, der in seiner Gestaltung der Katharinenkapelle in Imbach aus dem 13. Jahrhundert verwandt ist.¹⁷ Die Hoffassade zeigt eine monumentale Wappenwand mit 107 Schilden – davon vierzehn der habsburgischen Länder – und vier Figurennischen, die ähnlich der Ausgestaltung an den Emporen in der Liebfrauenkirche eine „heraldische Demonstration von Kontinuität und Legitimität“ des Herrscherhauses Habsburg zeigt.¹⁸ (Abb. 1) Die Skulptur Friedrichs stellt ihn als Herzog dar, obwohl er zur Zeit der Errichtung bereits römisch-deutscher König ist. Die rundbogenartigen Maßwerkfenster bilden ein weiteres retardierendes Element. Überlegungen, hier renaissancehafte Gestaltungseinflüsse zu erkennen, führen letztlich zu keinem Ergebnis. Enea Silvio Piccolomini¹⁹, der nachmalige Papst Pius II., hält sich als Sekretär Friedrichs bis 1445 in Wiener Neustadt auf und führt 1448 die Verhandlungen, die zum Wiener Konkordat führen. Der Dom von Pienza, von Rossellino zwischen 1459 und 1462 als dreischiffige Hallenkirche mit Umgangschor errichtet, zeigt eine Westfassade im Stile der Renaissance, der Innenraum reflektiert die Gotik nördlich der Alpen. Bezüge zu Wiener Neustadt sind jedoch keine herzustellen²⁰.

Ziel ist offenbar das exakte Gegenteil – die Errichtung einer „alten“ Hofkapelle, in der Tradition vergangener

Zeiten, gleichsam zur Legitimierung alter Herrschaftsrechte der Familie Habsburg. Die Wappenwand zeigt wie das Südportal von „St. Peter an der Sperr“ stilistische Bezüge zu den Niederlanden oder Spanien. Der Baubeginn ist mit 1449 belegt, und Eleonore von Portugal kommt erstmals 1452 nach Friedrichs Kaiserkrönung in Rom nach Wiener Neustadt, womit eine direkte Einflussnahme der Kaiserin auszuschließen ist.²¹ Die Voraussetzungen für die Gestaltungsweise der Georgskapelle sind vermutlich im bayrisch-schwäbischen Raum zu finden.²² Die Anlage eines breiten Hallenraumes in Kombination mit schlanken kapitelllosen Rundpfeilern erinnert an die Spitalkirche Hl. Geist in Landshut von Hans von Burghausen, errichtet zwischen 1407 und 1461, und weitere schwäbische Hallenkirchen. Die Kreuzrippenform betont die retrospektive Haltung des Hofstils Friedrichs, wobei die Figuration um zusätzliche Rippen und gekurvte Formen im Scheitel ergänzt sind.

Die ostwestorientierte Gesamtanlage, von der Gottesleichnamskapelle über der Leopoldinischen Gruftkapelle über den Innenhof bis zur neuen Palastkapelle über der gewölbten Tordurchfahrt – auch „Kirche ob dem tor (!)“ bezeichnet –, folgt einer nicht zufälligen Gesamtkonzeption²³. Wagner-Rieger sieht einen Bezug zu karolingischen Westwerken, die quasi als Eigenkirchen der Erbauer gemeinsam mit dem Ostchor über einer Krypta eine Einheit bilden²⁴. Der kryptenartige Charakter der Torhalle verstärkt diese Annahme noch. Das bestärkt die These bewusster traditioneller Rückgriffe an von Friedrich beauftragten Bauten.

Wiener Neustadt, Neuklosterkirche

Als Friedrich 1440 nach seiner Wahl zum König die Residenz nach Wiener Neustadt verlegt, erhält Peter von Pusika, der vielleicht aus Polen stammt und aus der Palterschule hervorgehen könnte, zahlreiche Aufträge. Einer davon beinhaltet die Umbauarbeiten am sogenannten „Neukloster“ ab 1444 bis 1447²⁵ (Abb. 4), das für die erste Klostergründung Friedrichs umgestaltet wird. Das neue Zisterzienserkloster zur Heiligsten Dreifaltigkeit wird an einem für diesen Orden unüblichen Platz eingerichtet, da die Brüder des Hl. Bernhard ihre Niederlassungen im allgemeinen, ihrer ursprünglichen Gründungsintention entsprechend, an eher abgeschiedenen Orten und an Flüssen gebaut haben. Diese Regel negierend, erhält der Orden 1444 nun in einer Siedlung, im Zentrum einer Stadt, seine Bleibe, und bekommt, wie erwähnt, das bestehende Dominikanerkloster übertragen. Die Dominikaner beziehen im Gegenzug das Kloster St. Peter an der Sperr, die dort ansässigen Dominikanerinnen haben ihr Kloster zu räumen und werden auf andere Stifte aufgeteilt.²⁶

Die untypische Situierung eines Zisterzienserklosters lässt sich einerseits in der Person Friedrichs erklären. In alter Tradition der Familie der Habsburger wird gerade dieser Orden in ihren Erbländern bereits von Beginn ihrer Herrschaft gefördert. Eine Art Entgegenkommen dem Wunsch des Herrschers gegenüber ist ebenso denkbar



Abb. 4: „Neuklosterkirche“ zur Heiligsten Dreifaltigkeit, Mittelschiffgewölbe (F. Sagaischek)

Es werden eventuell rein ordenspolitische Überlegungen berücksichtigt, da die Gründungstätigkeiten im 15. Jahrhundert deutlich rückschrittlich sind²⁷ und hier offenbar keine größeren Bedingungen gestellt werden können - der Kompromiss ist daher naheliegend.

Die Arbeiten in der Burg sind noch im Gange, als an der um 1275 entstandenen ehemaligen Dominikanerkirche ab 1444 mit Umbauten begonnen wird. Die bestehende hohe, dreischiffige Halle wird nun in ein niedrigeres, ebenfalls dreischiffiges Langhaus mit Hallenquerschnitt und fünf Jochen mit einem Parallelrippennetzgewölbe umgebaut. Eine Kreuzrippenkonfiguration wird gleichsam um eine Rautenfolge an den Scheiteln erweitert. Nach der Fertigstellung ist das Langhaus nun niedriger als der bestehende Langchor, der in seiner Form unverändert bleibt.²⁸ Durch die neue niedrigere Anlage der Langhausgewölbe wird eine Verselbstständigung des Chorraumes erzielt.²⁹ Diese Gestaltungsvariante wertet das Sanktuarium deutlich auf, indem sich der Blick dahin sozusagen öffnet und erweitert. 1444 ist das Westportal datiert.³⁰ Kaiserin Eleonore wird 1467 neben dreien ihrer Kinder in der Chorapsis bestattet. Ab 1452 entstehen die Barbarakapelle und die Heiligkreuzkapelle, nördlich und südlich des Westportals in Verlängerung der Seitenschiffe positioniert. Es sind Stiftungen Friedrichs und seines Bruders Albrecht VI. Die zweijochige Barbarakapelle ist mit einer Dreirippenparallelfügung überwölbt, die jochtrennende Rippe ist mittels einer Rautenform unterbrochen. Ableitungen von den Domen in Wien und Prag sind wenig zufriedenstellend,



Abb. 5: Propstei- und Pfarrkirche Maria Himmelfahrt („Liebfrauenkirche“), Innenansicht Nordempore (F. Sagaischek)

da in Wiener Neustadt die Grundform der Kreuzrippenkonstellation erhalten bleibt. Der Urheber der Gestaltung ist wieder Peter von Pusika.³¹

Wiener Neustadt, Liebfrauenkirche

Die 1279 geweihte Wiener Neustädter „Liebfrauenkirche“ (Abb. 5), ab 1468 Kathedrale des neuen Bistums, erfährt zur Zeit Friedrichs als nunmehrige königliche Residenzkirche³² mehrere Umbauten. Zur gleichen Zeit wie die Hofempore in Graz werden 1449 über beiden Seitenkapellen des Chores auch Hofemporen eingebaut, ebenso mit Netzrippengewölben. Der Platz des weltlichen Herrschers wird auch hier entgegen bisherigen Gepflogenheiten nahe an das Sanktuarium gerückt. Die durchlaufenden Maßwerkornamente an den Brüstungen in ihrer gleichförmigen Reihung und Motivwiederholung verweisen nach Wagner-Rieger auf das Repertoire Peter von Pusikas.³³ Mario Schwarz folgend werden die Emporen jedoch von Niklas Ottentaler ausgeführt und erinnern an den Bauschmuck des englischen „perpendicular styles“, wie er auch an der Kathedrale in Winchester, die um 1400 errichtet wird, zu finden ist.³⁴ Weiters sind auch Bezüge zum Chor des Prager St. Veit-Domes festzustellen. Die Blendarkaturen der äußeren Brüstungen am Mittelschiff sind ähnlich gestaltet.³⁵ Die nördliche Empore in der Liebfrauenkirche ist im Brüstungsbereich mit zwölf Wappen geschmückt.³⁶ Rupert Feuchtmüller sieht typologische Stilzusammenhänge zu der kurz danach eingebauten Westempore der Stephanskirche in Wien. Die Wiener



Abb. 6: ehemalige Klosterkirche Hl. Peter, „St. Peter an der Sperr“, Außenansicht Chor (F. Sagaischek)

Neustädter Variante ist aber schlichter gestaltet, ein Kielbogen oder Steinkrabbenschmuck ist nicht vorhanden.³⁷

In den Chorgewölben finden sich Datumsangaben, ohne dass hier baulich eingegriffen worden ist. Es spiegelt den Eindruck einer tiefgreifenden Sanierung vor. Die Obödienzerklärung aus dem Jahre 1447 bildet die politische Basis für die Zukunft Friedrichs, der sich damit die Kaiserkrönung und in weiterer Folge die Installation der Bistümer in Wien und Wiener Neustadt sichert. Damit wird die Liebfrauenkirche zukünftig zu einer Kaiserkathedrale, deren Ausstattung diesem Anspruch gerecht werden muss.³⁸ 1469 wird die Liebfrauenkirche im Zuge der Errichtung des Bistums in Wiener Neustadt tatsächlich zur Bischofskirche.

Sebald Werpacher wird 1491 mit der Errichtung der südlichen Domsakristei beauftragt. Das erste Mal sind hier Sterngewölbeformen anstelle der bei ihm bis dahin bevorzugten Parallelrippennetzgewölbe vorzufinden. Diese Gestaltungsvariante ist als Weiterentwicklung der Wiener Neustädter Schule zu sehen. Noch Jahrzehnte später sind derartige Gewölbeformen in diversen Gotteshäusern der Umgebung anzutreffen, so etwa in Schottwien (1511), in Pottschach (1510–1526), in Payerbach (1510–1525) oder in Prigglitz (1536).³⁹ All dies sind Belege für die Fortführung und Entwicklung der Formensprache der Wiener Neustädter Bauschule auch nach der Regierungszeit Friedrichs.

Wiener Neustadt, St. Peter an der Sperr

Zwischen 1450 und 1475 findet unter der Leitung von Peter von Pusika der Umbau von St. Peter an der Sperr für die Dominikaner, die ihre Kirche den Zisterziensern übergeben haben, statt (Abb. 6). Springgewölbe im erhaltenen Westteil des Kreuzganges und das 1467 datierte Südportal zeigen für diese Zeit sehr ungewöhnliche Gestaltungsweisen. Springgewölbe reichen bis in die Zeit des Böhmenkönigs Premysl Ottokar zurück und sind in dieser Form auch zum Beispiel auf der Burg Klingenberg vorzufinden.⁴⁰ In der böhmischen Architektur ist diese Gewölbeform erst wieder im 15. Jahrhundert anzutreffen, so etwa beim Kreuzgang des Dominikanerklosters in Znam oder in der Turmvorhalle des St. Veits-Domes in Prag.⁴¹ Springgewölbe mit Rippendreistrahlformen sind auch in der Burgkapelle von Seebenstein eingebaut.⁴² Man könnte ebenso von einer Art erweiterter Kontinuität sprechen, wenn hier in der bestehenden Babenbergergründung ebenso ein Bezug zur Architektur unter deren Nachfolger zur premyslischen Bauschule hergestellt wird. Eine weitere These ist der Baumeister selbst. Peter von Pusika ist zuvor auch in Böhmen tätig gewesen und hat dieses Gestaltungselement in sein Repertoire übernommen. Ihm ist die Errichtung des Kreuzganges zur Gänze zugeschrieben. Nach Mario Schwarz sind Beziehungen zu Landshut und Stuttgart am deutlichsten.⁴³ Ungeklärt bleibt, wie weit der Einfluss seitens Friedrichs bei der Ausgestaltung reicht – möglicherweise ist ein solcher überhaupt nicht gegeben.⁴⁴ Diese Frage kann nicht beantwortet werden.

Als direkter Auftragnehmer des Ordens ist Peter von Pusika für einen Zeitraum von etwa fünfundzwanzig Jahren verzeichnet. Er vermachte in seinem Testament sein Honorar als „Mitgift“ für seinen Sohn, der dem Dominikanerorden als Mönch beigetreten ist.⁴⁵ Die Gewölbe der Kirche sind nicht erhalten, womit eventuelle gestalterische Zusammenhänge nicht festzustellen sind. Friedrich hat in Gewölben gern eine heraldische Ausstattung anbringen lassen, sodass hier diesbezüglich keine Aussagen zu machen sind. Es fehlt überhaupt am gesamten Gebäude auch nur ein Merkmal, das auf Friedrich verweisen könnte. Ebenso ist nicht bekannt, ob oder inwieweit der Orden selbst auf Gestaltungsfragen Einfluss genommen hat. Davon ausgehend, dass dies vermutlich nur eingeschränkt der Fall gewesen ist, bildet die Kirche St. Peter an der Sperr somit ein Gebäude, das zwar nur teilweise erhalten, andererseits aber eindeutig Pusika zuzuordnen ist und „seine“ Architektur – soweit heute vorhanden – vermutlich unbeeinflusst zeigt.⁴⁶

Wien, St. Stephan

Als Realpolitiker zeigt Friedrich III. auch in Wien, als eine weitere seiner Residenzstädte, großes Interesse, auch wenn es sich um ein recht ambivalentes Verhältnis handelt, und er gerade dort immer wieder mit größeren Problemen konfrontiert ist.⁴⁷ Sein Sohn Maximilian wird Wien aus diesem Grunde als Herrscher nie besuchen. Wien ist

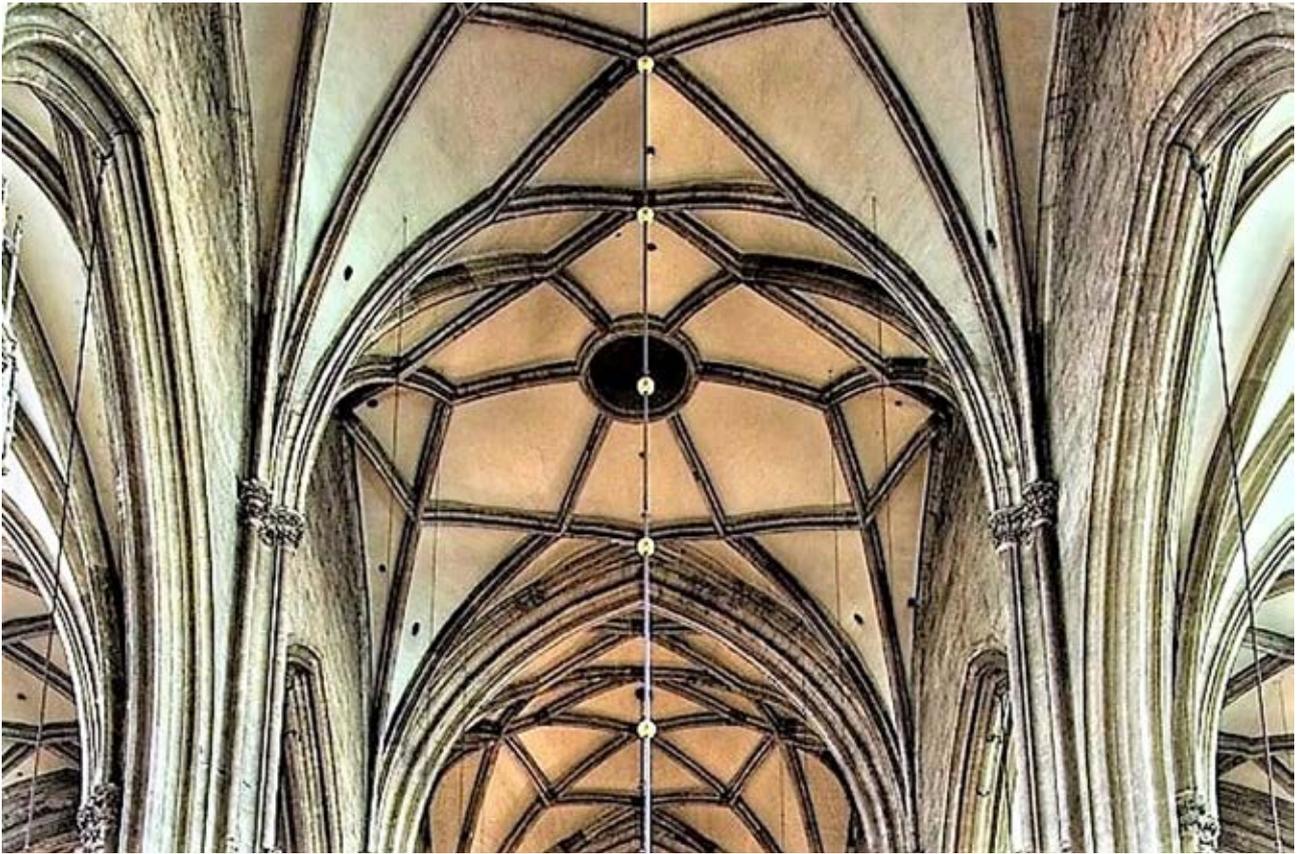


Abb. 7: Wien, Dom- und Metropolitankirche zu St. Stephan und allen Heiligen, Mittelschiffgewölbe (F. Sagaischek)

mit einer eigenen Bauhütte ausgestattet und steht unter bürgerlichem Einfluss.⁴⁸

„Alles, was Herzog Rudolf IV., der Stifter, gewollt, aber nicht mehr erlebt hat, nämlich die Rangerhöhung und die Unabhängigkeit seiner Wiener Stephanskirche von Passau, das gelang einem seiner Nachfahren, Kaiser Friedrich III.“⁴⁹ Der Enkel von Rudolfs Bruder, Leopold III., sieht sich als Testamentsvollstrecker seines Großonkels und knüpft bewusst an dessen Pläne an. Was dieser begonnen und wofür er auch die Fundamente gelegt hat, das kann Friedrich III. nun vollenden. Ihm müssen der Bau und die Fertigstellung der Stephanskirche ein besonderes Anliegen gewesen sein (Abb. 7). Auf seine Initiative hin werden die Bauarbeiten am Nordturm begonnen. Das Zweiturmkonzept hat schon zum Baukonzept Rudolfs IV. gehört und wird nun 1450 fortgeführt. Die Westempore als Herrschaftssymbol wird neu errichtet. Eine Beteiligung des Kaisers an der Fundamentierung des Nordturmes ist historisch belegt. Im Zuge seiner zweiten Romfahrt im Jahre 1468 gelingt es dem Kaiser, von Papst Paul II. die Errichtung der beiden Bistümer Wien und Wiener Neustadt zu erreichen. Wien ist definitiv ab 1469 Bischofssitz, eingerichtet wird er 1480. Das bereits unter Rudolf IV. im Jahr 1365 gegründete Kollegiatkapitel wird nun zum Domkapitel, die Stephanskirche wird zur Kathedrale.

Als Kaiser Friedrich III. 1493 stirbt, sind die Arbeiten an seinem von ihm selbst bestellten Grabmal noch

nicht abgeschlossen. Erst 1513 wird von seinem Sohn Maximilian veranlasst, den Leichnam seines Vaters in den Apostelchor zu übertragen. So stehen nun im Nord- und Südchor die Grabmäler jener beiden Herrscher, die für den Wiener Stephansdom so weitreichend gewirkt haben. Die Aufstellungsorte des Kenotaphs Rudolfs IV., des Stifters, und das Grabmal Kaiser Friedrichs III., worin dieser auch tatsächlich bestattet ist, befinden sich noch heute an den ursprünglichen Stellen.

Friderizianischer Historismus

Sämtlichen relevanten Bauwerken zur Zeit Friedrichs III. gleich ist neben der Verwendung retardierender Gestaltungselemente die Ausstattung mit heraldischen Elementen, die ihren Höhepunkt in der monumentalen Ausgestaltung der Wappenwand an der Ostfassade der Georgskapelle findet. Auch Schlusssteine in Form von Wappenschilden, Wappenkonsolen, aufgemalte Schilde oder Wappen mit Jahreszahlen sind weitere eindeutige Merkmale der Wiener Neustädter Bauschule zur Zeit Friedrichs. Überregional betrachtet, sind diese Historismen nahezu einzigartig. Für zeitgleich entstandene Bauwerke im Deutschen Reich wie auch in den anderen habsburgischen Ländern sind teilweise ganz andere stilistische Voraussetzungen gegeben. Die Frage, warum sich gerade in Friedrichs Lieblingsresidenz Wiener Neustadt und Umgebung ein eigener Stil entwickelt und über einen längeren Zeitraum in dieser Region bestimmend

wirkt, kann nur mit der Persönlichkeit des Herrschers selbst erklärt werden. Die Verwendung retrospektiver Formelemente erfolgt nicht nur bei Umbauten, Erweiterungen oder Fertigstellungen, wie etwa in Neuberg an der Mürz. Dies zeigt sich an Neubauten gleichermaßen, wie zum Beispiel an der Georgskapelle in Wiener Neustadt, die ex nihilo errichtet wird.⁵⁰

Baumeister Peter von Pusika ist damals mehrfach nachgewiesen, die Qualität seiner Planungen ist in der Forschung durchwegs anerkannt. „Des Kaisers Steinmetz“ ist über eine längere Periode in und um Wiener Neustadt tätig, woraus nicht zu schließen ist, dass die Hofbaukunst Friedrichs allein auf die Tätigkeit Pusikas zurückzuführen ist. Als weitere Baumeister zu jener Zeit sind Caspar Sorger (†1451), Michael Goldperger (†1466), Andreas Leyrer (†1474), Paul Widmer (†1478), Jörg Goldperger (†um 1490) sowie Sebald Werpacher (†1503) zu nennen, die nebeneinander oder in der Nachfolge wirken.

Kein einziger Bauauftrag Friedrichs ist gestalterisch direkt aus einem Objekt im Binnenreich herzuleiten.⁵¹ Die Rundstützen der Wiener Neustädter Georgskapelle erinnern an die Säulen der Franziskanerkirche in Salzburg, Kreuzrippengewölbe sind während seiner Reisen naturgemäß des Öfteren anzutreffen. Prominente Beispiele von Stätten im Binnenreich sind der Wormser Dom – der keinen Umbau mit Netzgewölben erfahren, sondern das ursprüngliche Konzept beibehalten hat – sowie die Liebfrauenkirche in Nürnberg, ein Ort, den Friedrich ebenso öfter besucht hat. In Köln ist der Umgangschor beim Dom fertiggestellt, bildet jedoch keinerlei Vorbild für eine Bauabsicht. Es handelt sich dabei durchwegs um Orte, die Friedrich 1442 bei seiner Fahrt nach Aachen zur Königskrönung kennengelernt hat. Die Rautengestaltung in den Scheiteln der Langhäuser der Wiener Neustädter „Neuklosterkirche“ und der Grazer Hofkirche sind eher von St. Veit in Krumau mit einem Weihedatum des Langhauses von 1439 abzuleiten. Krumau wieder steht in stilistischer Abhängigkeit von Landshut. Das entspricht dem vermuteten Werdegang Pusikas. Es ist anzunehmen, dass dieses Formenrepertoire so nach Wiener Neustadt gekommen ist.

Netzgewölbe in Parallelrippengestaltung sind unter Friedrich erstmals im „Gotischen Vorsaal“ (1437) auf der Wiener Neustädter Burg zu finden. Parallelrippengewölbe sind auch in den Kirchen von Maria Buch (ab 1455) und Hl. Ägydius in Graz (bis 1464) anzutreffen. Reduzierte Formen als Zweiparallelrippenfiguration sind im heutigen Slowenien zu finden. Die um 1400 entstandene Kirche Maria Hilf in Ptujška Gora oder auch jene in Mirna dem Hl. Johannes der Täufer geweihte Pfarrkirche weisen in den Langhausgewölben solche Gestaltung auf. Die Gewölbe in Mirna entstehen allerdings erst 1496, jene der Langhaushalle in Schwäbisch-Hall bis 1456. Dies hat auch für das Mittelschiff der Pfarrkirche Hl. Martin und Hl. Kastulus in Landshut, um 1475 gewölbt, seine Gültigkeit. Der Prager Domchor mit

Parallelrippengewölben entsteht bereits ab 1352 auf persönliche Initiative Kaiser Karls IV., der in vielem zum Vorbild seines Schwiegersohns Rudolf IV. wird. Diesem wiederum strebt Friedrich nach.

Für die Scheitelrippen in den Mittelschiffgewölben der Wiener Neustädter Georgskapelle, die in England gleichsam zur „Standardausstattung“ der Kathedralen zählen, finden sich im Binnenreich wenige Vergleichsbeispiele. Variationen sind unter anderem in den Seitenschiffen der Kirche Hl. Johannes in Dingolfing, jeweils seitlich der Gurtbögen, anzutreffen. In der 1461 fertiggestellten Landshuter Hl. Geist Kirche werden ebenso Scheitelrippen in den Sternengewölben der Seitenschiffe ausgeführt.

Der Friderizianische Historismus ist auch als eine Art Exklusivstil Friedrichs zu sehen, der seinem Haus vorbehalten ist. Er beschränkt sich auf Österreich und innerhalb der habsburgischen Hausmacht auf Gebiete „seiner“ Linie. Im Gegensatz zu früheren Auffassungen ist er doch des Öfteren im Reich unterwegs, sind ihm zeitgenössische, auch prominente Beispiele geläufig. Nach seiner Reise zu seiner Königskrönung nach Aachen wäre es ihm leicht möglich gewesen, gestalterisch „umzuschwenken“, wenn dies seinen Intentionen entsprochen hätte. Auch wäre es für ihn wohl jederzeit möglich gewesen, geeignete andere Bauleute zu finden, wenn dies ein Anliegen gewesen wäre. Das ist aber auch nicht der Fall. Es kann also davon ausgegangen werden, dass seine Bauaufträge ganz bewusst vergeben werden.⁵²

Die Beurteilung der Regierungszeit Friedrichs III. insgesamt hat sich in der Literatur inzwischen verändert, da auch die Quellenlage eine andere geworden ist. Seit etwa 1977 werden von der Deutschen Kommission für die Bearbeitung der Regesta Imperii e. V. geschätzte 50.000 Schriften und Urkunden, die während der Amtszeit Friedrichs verfasst worden sind, aufgearbeitet und veröffentlicht. Eine derartige Vielzahl an Rechtsakten hat es zuvor noch nie gegeben. Es handelt sich um Dekrete und Veranlassungen, die sich nicht auf die habsburgischen Länder beschränken, sondern das gesamte Reich betreffen.⁵³ Vor allem die etwa dreißig letzten Jahre im Leben des Kaisers sind verfassungsrechtlich von großer Bedeutsamkeit.⁵⁴

Durch eine fast beispiellose Zähigkeit und Ausdauer, zusammen mit der längsten Regierungsdauer eines römischen Herrschers, die durch Zuwarten zahlreiche Probleme obsolet macht, erreicht Friedrich letztlich die meisten seiner formulierten Ziele. Das Ergebnis 1493 ist ein geeintes Reich, das es an Ausdehnung bisher nicht gegeben hat und seinem Sohn Maximilian die Grundlage für eine weitere noch umfassendere Herrschaft bietet, und eine Hofbaukunst, die zu ihrer Zeit außergewöhnlich und einmalig ist.

Endnoten

- 1 Franz Sagaischek, Spätgotische Architektur zur Zeit Kaiser Friedrichs III. (1415–1493). Die Wiener Neustädter Bauschule und Friderizianischer Historismus, Hamburg 2020, S. 147–151.
- 2 Franz Sagaischek, Spätgotische Architektur zur Zeit Kaiser Friedrichs III. (1415–1493). Die Wiener Neustädter Bauschule und Friderizianischer Historismus, 2. Band, Purkersdorf 2021, S. 277–280.
- 3 Erwin Reidinger, Planung oder Zufall. Wiener Neustadt 1192, merbod-Verlag - Peter und Christa Zumpf, Wiener Neustadt 1995. 2. erweiterte Auflage: Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 2001. Erwin Reidinger, Orientierung mittelalterlicher Kirchen. In: Amt der NÖ Landesregierung (Hg.): Gestalte(n). Das Magazin für Bauen, Architektur und Gestaltung, N° 139, März 2013, S. 46.
- 4 Renate Wagner-Rieger, Mittelalterliche Architektur in Österreich, St. Pölten-Wien 1988, S. 184.
- 5 Renate Wagner-Rieger, Die Bautätigkeit Kaiser Friedrichs III. In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte Bd. 25, Wien 1972., S. 150f.
- 6 Rupert Feuchtmüller, Die kirchliche Baukunst am Hof des Kaisers und ihre Auswirkungen. In: Ausstellungskatalog: Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt, Wien 1966, S. 211.
- 7 Mario Schwarz, Gotische Architektur in Niederösterreich (Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich, Bd. 49/50), St. Pölten-Wien 1980, S. 38. Anton Schifter, Die St. Georgskirche in der Burg zu Wiener Neustadt. In: Steine sprechen Nr. 146, Wien 2013, S. 9–16.
- 8 Renate Wagner-Rieger, Architektur. In: Ausstellungskatalog: Gotik in Österreich, Krems an der Donau 1967, S. 389.
- 9 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 10 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 38.
- 11 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 38.
- 12 Franz Sagaischek, Friedrich III., 2. Band (siehe Anm. 3), S. 281ff.
- 13 In diesem Zusammenhang ist auf die Wiener Ruprechtskirche zu verwiesen, in der von Friedrich die Westempore gestiftet wird. Diese ist mit der Bezeichnung „1438“ versehen. Ob dieses Datum mit der Bauzeit übereinstimmt, ist fragwürdig, da Friedrich Wien erst später betreten hat. Der angegebene Zeitpunkt erinnert aber an die Übernahme der Herrschaft Friedrichs nun auch über die albertinischen Länder, die 1457 mit dem Tod des Ladislaus Postumus erlischt. Siehe dazu Feuchtmüller, Kirchliche Baukunst (siehe Anm. 7), S. 211.
- 14 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 39.
- 15 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 16 Mario Schwarz, Stilfragen und Nachwirkungen des „Friderizianischen Historismus“ in der Architektur. In: Unsere Heimat. Zeitschrift des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 52. Jg., Wien, S. 244, Anmerkung 15.
- 17 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 41.
- 18 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 19 Wagner-Rieger, Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 5), S. 188f.
- 20 Sagaischek, Friedrich III., 1. Band 2020, S. 49; ders., Friedrichs III., 2. Band 2021, S. 198 ff.
- 21 Feuchtmüller, Friedrich III. 1966 (siehe Anm. 7), S. 204.
- 22 Günter Brucher, Architektur von 1430 bis um 1530. In: Artur Rosenauer (Hg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich, Bd. III: Spätmittelalter und Renaissance, München-Berlin-London-New York 2003, S. 227f.
- 23 Wendelin Boeheim, Die Gottesleihnams-Capelle in der Burg zu Wiener Neustadt. In: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 9 (1866); Johann Jobst, Die Neustädter Burg und die Theresianische Militärakademie, In: Unsere Heimat, Monatsblatt des Vereines für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien, Wien 1936, S. 152–159.
- 24 Wagner-Rieger, Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 5), S. 188f.
- 25 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 26 Wagner-Rieger, Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 4), S. 183; Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 27 Wagner-Rieger, Friedrich III. 1972 (siehe Anm. 6), S. 141f.
- 28 Wagner-Rieger Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 5), S. 184.
- 29 Günter Brucher, Gotische Baukunst in Österreich, Salzburg-Wien 1990, S. 174f.
- 30 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 31 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 40.
- 32 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 39.
- 33 Wagner-Rieger, Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 5), S. 183.
- 34 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 39.
- 35 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 39.
- 36 Schwarz, Stilfragen 1981 (siehe Anm. 17), S. 247, Anmerkung 31.
- 37 Feuchtmüller, Friedrich III. 1966 (siehe Anm. 7), S. 200.
- 38 Brucher, Gotische Baukunst 1990 (siehe Anm. 30), S. 175.
- 39 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 43.
- 40 Schwarz, Stilfragen 1981 (siehe Anm. 17), S. 244, Anmerkung 14; ders., Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 41.
- 41 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 41.
- 42 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 43.
- 43 Schwarz, Gotik Niederösterreich 1980 (siehe Anm. 8), S. 42.
- 44 Stefanie Menke, Kayser Fridrichs loblich gedechtnus – Das Grableuprojekt Kaiser Friedrichs III. in Wiener Neustadt, phil. diss. Osnabrück-Bamberg 2011, S. 71.
- 45 Zu Peter von Pusika siehe Wendelin Boeheim, Baumeister und Steinmetzen in Wiener Neustadt im XV. Jahrhundert und ihre Werke. Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 29 (1893), S. 172–184.
- 46 Sagaischek, Friedrich III., 1. Band 2020, S. 53ff.; ders., Friedrich III., 2. Band 2021, 290ff.
- 47 Sagaischek, Friedrich III., 1. Band 2020, S. 64.
- 48 Wagner-Rieger Architektur Österreich 1988 (siehe Anm. 5), S. 191.
- 49 www.stephansdom.at.
- 50 Siehe dazu auch Schwarz, Stilfragen 1981 (siehe Anm. 17), S. 247.
- 51 Sagaischek, Friedrich III., 1. Band 2020, S. 147.
- 52 Sagaischek, Friedrich III., 1. Band 2020, S. 148.
- 53 Hartmut Boockmann, Heinrich Dormeier: Konzilien, Kirchen- und Reichsreform (=Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Aufl., Bd. 8) 1410–1495. Stuttgart 2005, S. 12; [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_III._\(HRR\)#cite_note-125](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_III._(HRR)#cite_note-125), 12.10.2017.
- 54 siehe dazu Paul-Joachim Heinig (Hg.), Kaiser Friedrich III. in seiner Zeit. Studien anlässlich des 500. Todestags am 19. August 1493, 1993. Köln u. a. 1993, Koller, Friedrich III. (siehe Anm. 7); [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_III._\(HRR\)#cite_note-140](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_III._(HRR)#cite_note-140), 12.10.2017.

Buchbesprechungen

Günther Buchinger (Hg.), Die Gozzoburg. Das Haus des Stadtrichters in Krems. Sonderpublikation des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Sankt Pölten 2022, 344 Seiten, 441 Abbildungen (ISBN 978-3-901234-38-5)

Die sogenannte *Gozzoburg* zählt zu den bedeutendsten Baudenkmalern der Profanarchitektur des Mittelalters im deutschen Sprachraum. Das vorliegende Werk präsentiert die Gozzoburg nun als das wohl am besten bauarchäologisch erforschte und dokumentierte mittelalterliche Bürgerhaus in Mitteleuropa. Die Publikation wurde von einem Team von nicht weniger als 19 Autoren in interdisziplinärer Zusammenarbeit unter der Leitung des Kunsthistorikers Günther Buchinger als Herausgeber mit seinem Kernteam, der Bauforscherin Doris Schön, dem Archäologen Paul Mitchell und der Historikerin Helga Schönfellner-Lechner erstellt. Digitale Anhänge der Forschungsarbeit sind auf der Webseite des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich (www.vlknoe.at) gespeichert und abrufbar.

In einer Einführung wird die Erforschungsgeschichte des Baues referiert, die vom Erwachen eines historischen Interesses an dem vielfach umgebauten und



Buchcover, Günther Buchinger, Die Gozzoburg. Das Haus des Stadtrichters in Krems

umfunktionierten Komplex unter dem Maler und Denkmalpfleger Rudolf Pichler um 1900 über die ersten Sanierungsschritte um 1954 bis zur umfangreichen Restaurierung von 2005 bis 2019 dauerte. Am Beginn standen noch markante Fehlurteile. So datierte Hans Tietze im I. Band der Österreichischen Kunsttopographie – an und für sich einem Meilenstein in der neuen österreichischen Kunstgeschichte – den Bau fälschlicherweise in das 14. Jahrhundert, die berühmten Architekturhistoriker Adalbert Klaar und Harry Kühnel führten dagegen seinen Ursprung irrtümlich auf das 11. Jahrhundert zurück. Andererseits war es gerade Klaar, der nach der Freilegung der Arkadenloggia zum Hohen Markt (1955–1963) die bautypologische Analogie des Kremser Saalbaues der Gozzoburg mit italienischen Kommunalpalästen richtig erkannt hat.

Der methodische Aufbau des Buches folgt einerseits der Reihenfolge der Bauzustände entsprechend den Forschungsergebnissen, andererseits nach den Schritten der Freilegung und Restaurierung der erhaltenen Substanz. Begleitet werden die Zustandsaufnahmen durch eine reichhaltige Serie von Baualtersplänen sowie von anschaulichen Modellansichten der Stufen der Bauentwicklung. Verantwortlich für die qualitätvolle Bebilderung des Werks zeichnen die Amtsfotografinnen des Bundesdenkmalamtes Bettina Neubauer-Pregl und Irene Hofer. Luftbilder wurden mittels Drohnen durch Alarich Langendorf erstellt.

Als ältester feststellbarer Bauzustand wurde an der Nordwestecke des Komplexes der Vorgängerbau der Gozzoburg mit Torturm, *Hohem Saal* und einer Kapelle im Obergeschoß erkannt, der dendrochronologisch in die Zeit um 1215 zu datieren ist. 1249, im Jahr als Gozzo zum ersten Mal zum Stadtrichter von Krems ernannt wurde, erwarb er diesen Bau. 2003 wurde in der Torturmkapelle ein Fresko mit der Darstellung der Jonasgeschichte aus dem Alten Testament freigelegt.

Dass Stadtrichter Gozzo durch Zu- und Neubauten innerhalb von vierzig Jahren den größten Stadtpalast des Mittelalters in Krems errichten konnte, ist nur aus der spezifischen historischen Situation dieser Zeit erklärbar. Nach dem Tod des letzten Babenbergerherzogs Friedrich des Streitbaren im Jahr 1246 war Österreich führungslos. Seit 1250 bestand nach dem Tod Kaiser Friedrichs II. noch dazu im Reich das jahrzehntelange Interregnum, gekennzeichnet durch Machtkämpfe verschiedenster Gruppen. In dieser Situation einigten sich die wichtigsten Grundherren und Ministerialen in Österreich, wie die Hardegger, die Maissauer, Hassbacher, Liechtensteiner u. a. zunächst auf eine einvernehmliche Bewahrung der bestehenden Ordnung und riefen im Jahr 1251 den Markgraf von Mähren und böhmischen Kronprinz Ottokar Přemysl ins Land, um die Macht in Österreich zu übernehmen.

Ottokar konnte sich nur auf eine schriftliche Belehnung durch den Gegenkönig Richard von Cornwall berufen, und musste seine Herrschaft in Österreich hauptsächlich auf die wichtigen Familien der Landherren abstützen. Die Stadt Krems spielte in Ottokars Landespolitik als Handelszentrum an der Donau eine entscheidende Rolle. Eine wichtige Position als Amtsträger kam dem Stadtrichter zu, der unter Ottokar die Funktion eines Stadtministerialen erhielt. Gozzo bekleidete das Richteramt nicht weniger als 16 Jahre lang, teilweise abwechselnd mit seinen Brüdern Leopold und Siboto, seinem Sohn Irnfried und seinem Schwiegersohn Greif. Ottokar übergab Gozzo gemeinsam mit dem Wiener Bürger Paltram sein Kammergut in Zeitpacht, und Gozzo fungierte auch als Financier des Landesfürsten.

Markantester Teil der Neubauten unter Gozzo ist der Saalbau mit Grundrissmaßen von 13,9 x 8,1 Meter, der fünf Spitzbogenarkaden an der Nordfront zum Hohen Markt und je einen seitlichen Bogen aufweist. Entlang der Arkatur verläuft im Inneren des Erdgeschoßes eine einschiffige, fünfjochige kreuzrippengewölbte Loggia. An den Fassaden des Saalbaues wurden im Obergeschoß drei Biforienfenster nach Norden und je ein Biforium nach Osten und nach Westen freigelegt. Die Fenster besitzen gekahlte Gewände und Dreipass- beziehungsweise Spitzbogenarkaden. Bautypologisch entspricht der Saalbau der Gozzoburg den italienischen Kommunalpalästen des 13. Jahrhunderts in den Stadtrepubliken der Lombardei (Cremona) und der Romagna (Bologna, Rimini), wobei der um 1200 erbaute *Palazzo del Podestà* in Bologna den Prototyp eines Palastes mit Erdgeschoßarkaden zum Platz und einschiffigem gewölbten Portikus sowie einem großen Saal im ersten Stock darstellte. Der Saal im Obergeschoß diente in Italien den Versammlungen des Stadtgerichts, und die gleicher Funktion lässt sich auch für den Kremser Saalbau mit Sicherheit annehmen.

Günther Buchinger stellt die berechtigte Frage, wie eine Übertragung des oberitalienischen Bautyps der Kommunalpaläste nach Österreich zu erklären sei. Dabei hilft vielleicht die Beobachtung, dass die einhöftigen Fassadenarkaden der Kommunalpaläste wie in Bologna oder Cremona im städtebaulichen Gefüge von ausgedehnten Laubengängen an den Fronten der Plätze und Straßen standen und dass sich die Kommunalpaläste entsprechend ihrer funktionellen Bedeutung, angepasst an dieses urbanistische System, wohl als monumentalisierte und isolierte Hervorhebungen darstellen wollten. In Österreich erscheint die Gestaltungsform der den Hauptplatz umgebender Arkadenlauben erstmals in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts in Wiener Neustadt. Der italienische Spezialist der Geschichte des Städtebaues, Enrico Guidoni, hält es für möglich, dass diese Bauform von Zisterzienserbau-leuten nach Österreich gebracht wurde¹. Zur selben Zeit entstanden auch in den königlichen Stadtgründungen der *Bastiden* in Frankreich vergleichbare Anlagen mit ausgedehnten Laubengängen an Straßen und Plätzen.

Das gesamte Obergeschoß des Saalbaues der Gozzoburg wird vom *Wappensaal* eingenommen, der eine komplett erhaltene Holzbalkendecke trägt. Durch deren dendrochronologische Datierung ist die Errichtung des Saalbaues um 1254/1255 nachgewiesen. Sämtliche Wände sind mit Wappendarstellungen in Wandmalerei geschmückt. Insgesamt waren 41 Felder für Wappen vorgesehen, 31 Wappen sind im Buch abgebildet. Da einzelne Wappen nur fragmentarisch erhalten sind, können nicht alle Darstellungen identifiziert werden. An der Westwand über dem Sitz des Stadtrichters waren die Wappen der Länder König Ottokars II. Přemysl – Böhmen, Mähren, Österreich und Steiermark – abgebildet, später wurde auch das Wappen von Kärnten an der Nordwand hinzugefügt. Die Wappen von Brandenburg und Meissen erscheinen ebenfalls an der bevorzugten Westwand, da Schwestern Ottokars mit den Fürsten dieser Länder verheiratet waren. Mit Plätzen an dieser Wand wurden auch wichtige Vertrauensleute des Königs ausgezeichnet, wie Bruno von Schauenberg, der mächtige Bischof von Olmütz und Landeshauptmann der Steiermark, Albero von Felsberg als Truchsess Ottokars und Heinrich von Schwarzensee, sein Burggraf. An den anderen Wänden des Wappensaales erscheinen die Schilder führender Familien des mährischen Adels, wie der Herren von Boskowitz, von Füllstein, Mšeni, Tyrna und Švamberk. Weitere Wappendarstellungen zeigen die Insignien von Nachbarländern wie Ungarn, Schlesien und dem Deutschen Orden, aber es finden sich auch Phantasiewappen, wie von König Artus oder dem Kaiser von Persien.

Vordringlicher Zweck der Wappenausmalung des Saales war gewiss die eindrucksvolle machtpolitische Repräsentation vor den Augen der Besucher. Dass die Wappensymbole der einen Großteil Mitteleuropas umspannenden Länder des Böhmenkönigs von den Namen und Schildern der einflussreichsten Familien in Österreich und Mähren umgeben waren, sollte auf die feste Verankerung der Herrschaft Ottokars in seinen Ländern hinweisen.

Im Osten der zunächst noch unvollständig verbauten Parzelle der Gozzoburg wurde über quadratischem Grundriss die doppelgeschossige Kapelle der Heiligen Johannes und Katharina errichtet, welche im Jahr 1267 die Exemption aus der Kremser Pfarre St. Veit erhielt. Der Bau erfolgte auf Bitten Gozzos und mit Zustimmung des Kremser Stadtpfarrers Irnfried und war an Gozzos Nachkommen vererbbar. Die Kapelle diente wohl hauptsächlich der kultischen Reliquienverehrung. Es wird vermutet, dass Gozzo von König Ottokar Reliquien des heiligen Evangelisten Johannes aus der Johanneskapelle der Wiener *Curia Regis* als Geschenk erhalten haben könnte.

Der Kapellenraum im Obergeschoß war von einem achteiligen Rippengewölbe überspannt, welches im frühen 19. Jahrhundert samt der Mauerkrone des Baues abgetragen wurde. Der Raum wurde dann durch Wände unterteilt, die ursprünglichen Fenster wurden vermauert und neue ausgebrochen. Bei der Generalsanierung der Gozzoburg



Abb.: Die Johannes- und Katharinenkapelle der Gozzoburg. Computergestützte Rekonstruktion (A.Langendorf / G.Buchinger; im rezensierten Buch S. 128, Abb. VI.10a)

ab 2006 wurden die Binnenwände abgerissen und die Beschüttungen und Auffüllungen entfernt, wobei etwa 700 Werksteine der mittelalterlichen Kapelle, wie Gewölberippen und Fragmente von Fenstergewänden und Diensten wieder aufgefunden wurden. Ein besonderer Glücksfall war der Fund des skulptierten zentralen Gewölbeschlusssteins mit der Lamm-Gottes-Darstellung.

Die Abbildungen auf Seite 130 des Buches und deren bautechnische Erklärungen erläutern das statische Konzept des ursprünglichen achteiligen Domikalgewölbes auf acht Diensten, bei dem die Umsetzung des Gewölbeschubes in Druckkräfte direkt in die Außenmauern abgeleitet wurde, wodurch auf äußere Strebepfeiler am Bau verzichtet werden konnte. Die unterste Wandzone der Kapelle war mit zwei- und dreiteiligen Sitznischen aus Dreipassspitzbogen gegliedert, die bei der Restaurierung 2018/19 unter Verwendung der Spolien rekonstruiert werden konnten. In die Sedilien waren Rotmarmorsäulen eingestellt, die möglicherweise dem Vorbild der Capella Speciosa in Klosterneuburg folgten. An der Nord- und Südseite wurde die Kapelle durch breite, dreibahnige Maßwerkfenster belichtet, deren Couronnements aus originalen Werksteinen auf dem Lagerplatz teilweise rekonstruiert werden konnten. An der Ostseite besitzt die Kapelle eine beengte polygonale Altarapsis im Fünfeckschluss, deren Rippengewölbe auf Säulenvorlagen mit reich plastisch skulptierten Kapitellen ruhen. Am Außenbau ragt die Apsis erkerartig über die Ostwand der Kapelle vor.

Das achteilige Gewölbe der Johannes- und Katharina-Kapelle ist als das erste bekannte dieser Art in Österreich anzusehen. Die Besonderheit dieser Bauform besteht darin, dass nicht wie bei achteiligen Rippengewölben, die aus der Grundform des Kreuzgewölbes entwickelt sind, vier Diagonalrippen in die Raumecken laufen, sondern

sämtliche Gewölberippen auf Diensten ruhen, die an den Drittelpunkten der Begrenzungswände situiert sind. Forschungen des Herausgebers Günther Buchinger sowie des Bauleiters und Architekten der Restaurierung Thomas Schwieren² fanden Vorbilder für solche achteilige Rippengewölbe auf Trompen in Westfrankreich (Saumur, Poitiers, Soubise), allerdings kamen nach ihrer Meinung die Einflüsse nicht direkt aus Frankreich nach Krems, sondern wurden vermittelt aus dem Reich rezipiert, wobei die Kirche des Benediktinerklosters St. Prokop in Trebič in Südmähren eine entscheidende Rolle gespielt haben dürfte. Dieses Kloster war eine Stiftung der Přemysliden, der Neubau der frühgotischen Stiftskirche war um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Bau, deren Nordportal von Friedrich Dahm als Vorbild für die Gestaltung des Riesentores der Wiener Stephanskirche³ angesehen wird.

Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang auch die Feststellung, dass die 1279 vollendete Sakristei der Liebfrauenkirche in Wiener Neustadt die gleiche achteilige Gewölbeform wie die Kapelle der Gozzoburg aufweist. Sie entstand als Teil der Umbauarbeiten, die der Bischof von Olmütz, Bruno von Schauenberg, im Bereich von Querhaus und Chor ausführen ließ, als er im Auftrag Ottokars II. die Errichtung eines Bischofssitzes in Wiener Neustadt vorbereitete. Auf den Einfluss von Olmütz als Stilquelle weisen übrigens auch die Maßwerke der Kremser Kapelle hin.

Eine bedeutende kunsthistorische Entdeckung waren die in den Jahren 2017–2019 aufgedeckten Wandmalereien der Kapelle. Sie befanden sich in drei Registern an den Hauptwänden nach Norden, Süden und Westen. Durch den Abbruch des Gewölbes ist das oberste Register verloren gegangen, die anderen Szenen sind teils fragmentarisch erhalten. Dennoch ist die Ikonographie ersichtlich: Die Westwand beherrschte neben einer Deesis das Weltgericht, bei dem die Apostel als Beisitzer eine seltene Darstellungsform zeigen. In der Gegenüberstellung der Seligen und Verdammten und der Auferstehung der Toten wird die Hölle erstmals in Europa in der Darstellung der sieben Todsünden verkörpert. An der Südseite erscheinen Szenen aus dem Leben des heiligen Johannes und aus der Geheimen Offenbarung, an der Nordseite das Martyrium der heiligen Katharina, ihr Verhör vor Kaiser Maxentius, ihre Radmarter, ihre Enthauptung und ihr Begräbnis auf dem Sinai. Günther Buchinger identifiziert das Atelier dieser Wandmalereien mit jenem des Freskos der Kreuzigung an der Ostwand der Kremser Dominikanerkirche, das ebenfalls von Gozzo um 1270 gestiftet worden ist. Als ein früheres Werk dieser Künstler sieht Günther Buchinger die Wandmalereien der Bischofskapelle auf der Westempore des Gurker Domes, die 1264 geweiht wurde. Die Herkunft der Maler und ihres charakteristischen *zackbrüchigen Stils* weisen auf das Rheinland und auf Einflüsse aus der französischen Hofkunst hin.

Am Höhepunkt seiner Macht im Jahrzehnt zwischen 1270 und 1280 ließ Gozzo den *Palas* seiner Burg, einen

großen Baukörper südwestlich anschließend an die Johannes-und-Katharinen-Kapelle erbauen. Auf 1800 Quadratmetern Grundfläche bot der Bau über alle Geschosse eine Nutzfläche von 26.000 m² und umfasste eine Baukubatur von 17.000 m³.

In dieser Gestalt enthielt der Palast vier Türme, nämlich den Torturm, den Südwestturm am *Hohen Saal*, den turmartig hochragenden Bau der Johannes-und-Katharinen-Kapelle und zuletzt den zinnenbekrönten Turm des Palas. In einem Raum im ersten Obergeschoß des Palas, dem sogenannten *Turmzimmer*, wurden im Jahr 2006 Wandmalereien entdeckt, die ihre ursprüngliche Farbigekeit in ungewöhnlicher Intensität bewahrt haben und wegen ihrer künstlerischen Qualität und ihrem anspruchsvollen ikonographischen Konzept als eines der bedeutendsten Beispiele frühgotischer Wandmalerei in Österreich, ja in ganz Mitteleuropa angesehen werden. Christian Nikolaus Opitz identifiziert das Bildprogramm mit den *Herrschern der Vier Weltreiche*, wobei die Herrschaften Alexanders des Großen, Nebukadnezars und des römischen Kaisers Augustus identifiziert sind und das viertes Reich als das der Perser unter Kyros oder Dareios vermutet wird. Zugeordnet sind diesem Programm narrative Szenen, wie eine Disputation zweier Könige oder eine Ritterschlacht. Ein weiterer Zyklus illustriert die *Legende des Antichrist*, wobei vor allem die Szene des Erscheinens des Propheten Elias vor König Ahab für die Interpretation als beweiskräftig angesehen wird. Dagegen gilt nach neuem Forschungsstand die Theorie von Gertrud Blaschitz von 2008 als obsolet, nach der die Szenen auf die Legende von Barlaam und Josaphat zurückzuführen seien.

Günther Buchinger versucht eine Deutung der Wandgemälde aus der vermutlichen Funktion des Turmzimmers als Versammlungs- und Beratungsort sowie als Platz zur Aufschwörung von Zeugen. Im Bild sollte die Herrschaftsausübung auf Erden im Sinne Gottes die Rechtsprechung mit erfassen und dieser dadurch eine sakrale Konnotation verleihen. Die Fresken sind um 1280 entstanden, als Gozzo zum letzten Mal das Stadtrichteramt ausübte. Zu dieser Zeit hatte sich aber die politische Situation in Österreich bereits grundlegend verändert: Nun gab es wieder einen rechtmäßig gewählten und vom Papst bestätigten König im Heiligen Römischen Reich und dieser war zugleich Herr über Österreich. Jeder Usurpator und Brecher der Rechtsordnung galt nun als verfehmt und konnte in der Darstellung der *Feinde* und der *Vernichtung des Antichrist* symbolisch angeprangert werden.

Die das Schicksal der Gozzoburg in den Jahrhunderten nach 1300 betreffenden Um- und Neubauten werden in den folgenden Kapiteln von S. 227 bis 321 ausführlich dokumentiert und kommentiert. Sie betreffen die *domus Gozzonis* als landesfürstliche Burg, ihren Umbau zu bürgerlichen Wohnquartieren, und neuen Nutzungen, wie die *Lateinschule des Michael Polt* oder die Etablierung einer Bierbrauerei. Die um 1900 entstandenen Zeichnungen der Maler und Altertumsforscher Ernst Strobl und Rudolf

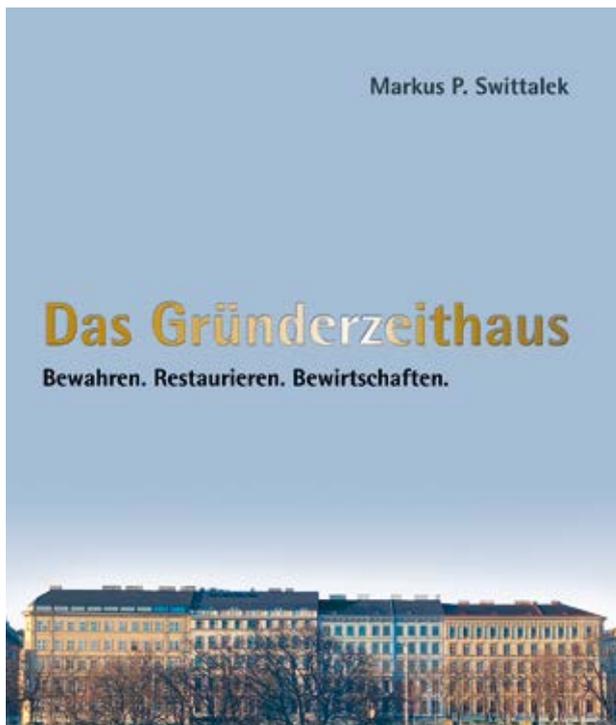
Pichler (S. 294, 296–298) zeigen ein erwachendes Gefühl der Spätromantik für die historischen Valeurs des Bauensembles, doch musste das Vorhaben einer denkmalgerechten Sanierung und Restaurierung der Gozzoburg noch bis 2004 reifen. Mit welcher gewissenhafter denkmalpflegerischer Verantwortung und hoher wissenschaftlicher Präzision die Sanierung dieses wertvollen Baues schließlich durchgeführt wurde, zeigen auch die fachlichen Exkurse des Buches, wie die Dokumentationen der bauhistorischen Befunde, der archäologischen Kleinfunde (Thomas Kühtreiber), der historischen Dachwerke (Gerold Eßer, Hanna A. Liebich) so wie der keramischen Bodenfliesen (Gudrun Bajc). Um die historische Bedeutung des Ensembles voll erfassen zu können, war die präzise Dokumentation und Auswertung der Inschriften des Wappensaales, der Johannes-und-Katharinen-Kapelle und des Turmzimmers (Andreas Zajic) unentbehrlich.

Dem Verein für Landeskunde von Niederösterreich ist für die Initiative, dieses beispielhafte Werk als Sonderpublikation erscheinen zu lassen, zu gratulieren. Zu danken ist dem Herausgeber und sämtlichen Autoren für die vorbildliche Qualität sämtlicher Beiträge und für die überaus reichhaltige anschauliche Bilddokumentation der Forschungsergebnisse. Es darf als glückliches bisheriges Endergebnis der wechselvollen Baugeschichte der Gozzoburg angesehen werden, dass ihre gegenwärtige Nutzung als Sitz des Landeskonservatorats für Niederösterreich des Österreichischen Bundesdenkmalamts, aber auch als Veranstaltungsort der Fachhochschule Krems (IMC), in voller Harmonie mit der kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses Baudenkmal steht.

Rezensiert von Mario Schwarz

Endnoten

- 1 Giulia Vertecchi, Wiener Neustadt. Studio di una città di fondazione medievale (Enrico Guidoni [ed.], Civitates 3. Urbanistica, archeologia, architettura delle città medievali), Roma 2000, 83–86.
- 2 Thomas Schwieren, Die Gozzoburg. Ein Schlüsselbau der Gotik in Krems an der Donau. Diss.an der Fakultät für Architektur des KIT (Karlsruher Institut für Technologie), Karlsruhe 2020, 104–110.
- 3 Friedrich Dahm (Hg.), Das Riesentor. Archäologie – Bau- und Kunstgeschichte – Naturwissenschaften – Restaurierung. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte 8, hg.v. Artur Rosenauer), Wien 2008, 170.



Buchcover Markus P. Swittalek, Das Gründerzeithaus. Bewahren. Restaurieren. Bewirtschaften

Markus P. Swittalek, Das Gründerzeithaus. Bewahren. Restaurieren. Bewirtschaften. Kral-Verlag, Berndorf 2022, 524 Abbildungen, 375 Seiten (ISBN 978-3-99103-008-9)

Diesem Buch sind drei Vorworte hochrangiger, mit der Materie unmittelbar befasster Persönlichkeiten vorangestellt, nämlich des Präsidenten des Österreichischen Bundesdenkmalamtes Dr. Christoph Bazil, der Präsidentin von ICOMOS-Austria, Univ.-Prof. Dr. Caroline Jäger-Klein, sowie des Präsidenten des Österreichischen Haus- und Grundbesitzerbundes Dr. Martin Prunbauer. Das Erscheinen des Buches könnte nicht treffsicherer zu einem Zeitpunkt erfolgt sein, da in neuesten Gesetzesvorschlägen des Europäischen Parlaments Eingriffe in die städtische Gebäudestruktur angedacht werden, die gerade den Bestand der Gründerzeithäuser schwerstens gefährden¹.

Markus Swittalek würdigt in seinen Darlegungen die unterschiedlichen Werte des Gründerzeithauses, dessen Bautyp in Wien insgesamt ein riesiges Bauensemble charakterisiert, welches bis heute das Stadtbild entscheidend prägt. Entstanden ist das mehrgeschossige Mietwohnhaus, das umgangssprachliche *Wiener Zinshaus*, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einer Periode rasanter Industrialisierung. Das Zinshaus der Gründerzeit sollte in erster Linie den durch verstärkten Zuzug in die Stadt enorm erhöhten Wohnungsbedarf abdecken. Heute ist dieser Baubestand mehr als hundertfünfzig Jahre alt, die Gründerzeithäuser haben zwei Weltkriege sowie politische und wirtschaftliche Krisen überstanden und haben sich dabei durch ihre solide Bauqualität, funktionelle

Flexibilität und ihr harmonisches städtebauliches Erscheinungsbild nachhaltig bewährt. Der Baubestand im Wiener Stadtzentrum als UNESCO-Weltkulturerbe ist ebenso von Gründerzeithäusern geprägt, wie große Teile der Vorstadtbezirke. Obwohl herausragende Gründerzeithäuser wegen ihrer historischen oder künstlerischen Bedeutung durch gesetzlichen Denkmalschutz oder Schutzzonen bewahrt werden, sind viele andere dieser Häuser nach wie vor vom Abbruch bedroht oder von substanzschädigenden Eingriffen, Um- und Ausbauten, betroffen. Wer realistisch denkt, sieht voraus, dass noch weitere Generationen im Baubestand der Wiener Zinshäuser aufwachsen und leben werden, will man nicht von weltfremden Utopien träumen, wie von der viel kolportierten Idee des Architekten Le Corbusier, der nach dem Zweiten Weltkrieg vorschlug, das schwer getroffene Wien niederzureißen und an seiner Stelle eine neue, moderne Stadt zu errichten.

Um die Entwicklung des Bautyps des Gründerzeithauses dem Leserpublikum verständlich zu machen, holt Autor Swittalek weit aus und setzt mit der Stadterweiterung unter Kaiser Franz Joseph bei dem Bau der Wiener Ringstraße an. Die dabei vorgelegten Bilddokumente, wie historische Pläne, Stadtansichten und frühe Fotografien erwecken beim kulturhistorisch Belesenen einerseits viele *dejá vue-Effekte*, überraschen dann aber wieder mit erstaunlichen *Trouvaillen* längst vergessener, nun wiederentdeckter interessantester bautechnischer Darstellungen. Um das Buch sowohl kulinarisch als Bilderbuch für den Leser zu gestalten, als auch den wissenschaftlichen Aspekt nicht zu vernachlässigen, wird eine gelungene Lösung gefunden: Im Fließtext sind die Abbildungsunterschriften nur als kurze Informationen formuliert, in einem sechseitigen klein gedruckten Bildnachweis werden nicht nur alle Bildquellen ersichtlich, sondern auch genaue Bilderklärungen und biographische Angaben zu Künstlern gegeben.

Bereits ein Großteil der Gründerzeithäuser in der Stadterweiterungszone der Wiener Ringstraße waren zu Investitionszwecken und zur Schaffung von Mietwohnungen sowie zur Vermietung von Geschäftslokalen errichtet worden. Als *Zinspalais* dienten sie einerseits den repräsentativen Wohnzwecken des Erbauers und Eigentümers, und boten andererseits gleichzeitig Mietwohnungen an. Vielfach beauftragten die großbürgerlichen Bauherren namhafte Architekten, die sich als Erbauer der Repräsentationsbauten einen Namen gemacht hatten. Nach stilistischen Versuchen der Neugotik des Romantischen Historismus entwickelten die Baukünstler vorwiegend variationsreiche Fassadengestaltungen der Neorenaissance, wobei sich bereits typische Abweichungen von den Bauformen der Adelspaläste abzeichneten.

Im Jahr 1860 verfassten Rudolf von Eitelberger, der erste Ordinarius für Kunstgeschichte an der Wiener Universität und Heinrich von Ferstel, der Erbauer der Votivkirche und Professor am Wiener Polytechnikum eine Streitschrift unter dem Titel *Wie soll Wien bauen? Oder: Das*

bürgerliche Wohnhaus und das Wiener Zinshaus. Zehn Jahre später hatte die Stadt bereits über achthunderttausend Einwohner, von denen aber kaum acht Prozent in der Innenstadt und über 63 Prozent in den Vorstädten wohnten. Nun wurden die Vorstadtbezirke zwischen Ring und Gürtel zum Entwicklungsraum der Verbauung mit Gründerzeithäusern. Bei ihrer Außengestaltung eiferten die Baumeister den Vorbildern der Zinspalais der Inneren Stadt nach, ganz anders verlief die Aufteilung der inneren Gebäudestruktur sowohl in den Wohnungsgrundrissen, bei denen die typischen Kleinwohnungen, bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett dominierten, als auch in der Zusammenfügung der Häuser zu Baublöcken. Die Urbanisierung der Vorstädte erfolgte in dem rasterartig geplanten Straßennetz in geschlossener Bauweise in Form von mehrgeschossigen Reihenhäusern.

In dem mit zahlreichen Farbabbildungen reich ausgestatteten Buch legt der Autor nicht nur ein leidenschaftliches Plädoyer für die Erhaltung der Gründerzeithäuser vor, er unterstreicht zugleich, dass aus dem Bestand keinesfalls ein riesiges *Freilichtmuseum* werden darf, sondern dass das Ziel eine stets optimierbare Weiternutzung in zeitgemäßen Wohnverhältnissen sein soll.

Kulturgeschichtlich höchst inhaltsreich gestaltet ist der Abschnitt des Buches, der sich mit der Organisation der Baustelle und den Details des Baugeschehens eines Gründerzeithauses befasst. Handwerkliche Praktiken werden detailliert beschrieben und mit zahlreichen Reproduktionen aus bautechnischen Handbüchern und Zeitschriften aus der Gründerzeit² illustriert. Eigene Exkurse betreffen den Materialtransport, die in gewaltigen Mengen erforderliche Ziegelproduktion oder die industrielle Herstellung von Zierelementen.

Ein weiteres Kapitel behandelt das *Zinshaus als Investition* und die Wertentwicklung und Wertbeständigkeit des Gründerzeithauses. Es leitet über zum zweiten Hauptstück des Buches, das dem *Bewahren* und der planvollen Neunutzung der bestehenden Gründerzeithäuser gewidmet ist. Die hohe Bauqualität, die lange Lebensdauer der verwendeten Baustoffe, die große Nutzungsflexibilität und individuelle Verformbarkeit der inneren Gebäudestruktur machen das Gründerzeithaus für einen sehr langen Zeitraum und damit auch für die Zukunft nutzungs-tauglich. Ebenso wichtig wie die substanzielle Erhaltung ist die Vorsorge für eine erfolgreiche Bewirtschaftung der Häuser unter Nutzung der Möglichkeiten der Sanierung und des Umbaus, wofür der Autor viele bis in Details gehende Vorschläge ausbreitet.

Ein eigenes Kapitel ist der Frage der Fassadenrestaurierung gewidmet. Über Jahrzehnte wurde die Architektur des Historismus öffentlich gering geschätzt. Fassaden von Gründerzeithäusern wurden als *unecht* und als billige Imitation antiker Architektur abqualifiziert. Erst mit der kulturhistorischen Rehabilitierung des Historismus ist die stilistische und künstlerische Vielfalt seiner

Gestaltungsformen erkannt und als urbanistische Qualität wahrgenommen worden. Die stilistische Anpassung der historistischen Fassaden der Vorstadthäuser an die Vorbilder der von führenden Architekten gestalteten Zinspalais der Innenstadt führte zu einer städtebaulichen Harmonisierung, mit welcher die großen sozialen Unterschiede im damaligen Wien verschliffen wurden. Daher stellte Markus Swittalek zurecht fest: *So hatte auch ein Arbeiterwohnhaus nach außen hin eine durchaus repräsentative Anmutung, die letztlich nur wenig Unterschiede zu einem großbürgerlichen Zinspalais zeigte.*

Reich gegliederte historische Fassaden können nicht erhalten werden, wenn außen eine zusätzliche Wärmedämmung angebracht wird. Die ornamentalen Gliederungen würden verloren gehen und damit wäre der Charakter des historischen Gebäudes zerstört. Betrachtet man die Gesamtenergiebilanz eines solchen Gebäudes, so wären solche Isolierungsmaßnahmen auch gar nicht zweckdienlich, da Gründerzeithäuser spezielle bauphysikalische Eigenschaften aufweisen: Sie bestehen aus massiven Ziegelmauern mit Innen- und Außenputz aus Kalkmörtel und verfügen damit über genug Speichermasse für die Erhaltung von Wärme sowie von Kühlenergie. Historische Doppelfenster mit ihrem Luftraum zwischen zwei Glasscheiben wirken wie thermische Puffer. Daraus ergibt sich, dass Gründerzeithäuser grundsätzlich eine niedrige Gesamtenergiebilanz aufweisen und solcherart sogar einen wesentlichen Beitrag zum Klimaschutz leisten.

Rezensiert von Mario Schwarz

Endnoten

- 1 Siehe den Artikel "Die ökologische Herausforderung für das Stadtbild in Europa" in diesem Heft, S.
- 2 Insbesondere: "Der Bauconstructeur", Verein an der k.k. Technischen Hochschule in Wien

Hot Questions – Cold Storage. Architektur aus Österreich. Die Schausammlung des Az W. Herausgegeben von Angelika Fitz, Monika Platzer, Architekturzentrum Wien Az W, Zürich 2023, 469 farbige und 53 s/w-Abbildungen, 384 Seiten, (ISBN 978-3-03860-317-7)

Als im Februar 2022 nach längerer Umbauzeit die neue Schausammlung des Architekturzentrum Wien (Az W) eröffnete, war noch kein begleitendes Druckwerk erschienen. Die Spannung war hoch als im Frühjahr 2023 zu dieser umfangreichen Schau der österreichischen Architektur des 20. und 21. Jahrhundert nun der Begleitkatalog aufgelegt wurde. Er rühmt sich sämtliche Exponate auch bildlich wiederzugeben. Eine Behauptung die ich in Anbetracht der Bildfülle als gegeben annehme und somit auch nicht kontrollieren werde.

Hot Questions – Cold Storage, so der Titel des Buches und auch der Ausstellung will einen neuen Blick auf Österreichs Architektur der letzten 150 Jahre werfen. Es wird der Versuch unternommen die kulturellen, sozialen, politischen ökonomischen sowie technischen Zusammenhänge zu erörtern. Jedem Kapitel ist eine von sieben Fragen vorangestellt: Das Spektrum reicht dabei von der Fragestellung „Wie entsteht Architektur?“, „Wer spielt mit?“, „Wie überleben wir?“, „Wer macht Stadt?“, „Wie wollen wir leben?“, „Wer sorgt für uns?“ bis zu „Wer sind wir?“. Diese Fragen werden in der Ausstellung und dem Katalog als „Hot Questions“ bezeichnet auf die das Sammlungsgut der „Cold Storage“ die Antwort geben soll. Hier ist die große Sammlung von Architekt:innen-Vor- und Nachlässen zu erwähnen, die das Architekturzentrum Wien sein Eigen nennen darf. Eine nette Idee, die Sammlungsgegenstände in ihrer Vielfalt durch geschickte Kombination verschiedener Fragestellungen selbst beantworten zu lassen. Die Autor:innen Tom Avermaete, Angelika Fitz, Sonja Pizarik und Monika Platzer versuchen eine multiperspektivische Erzählung, die wie dem Presstext des Verlages zu entnehmen ist „*das Baugeschehen Österreichs mit all seinen unterschiedlichen Entwicklungen, Ideologien, Institutionen, Objekten, Orten, Persönlichkeiten sichtbar macht.*“ Die äußerst reiche Bebilderung mit insgesamt mehr als 500 Abbildungen auf rund 380 Seiten soll diese Vielfalt auch vermitteln.

Der sehr bemühte Versuch die gesellschaftspolitisch wichtige Auseinandersetzung mit der Genderproblematik und die ungleiche Verteilung der Geschlechter im Bereich der Architektur zu thematisieren, führt bei einem sehr ernsten und wichtigen Thema leider zur Lächerlichkeit. So entsteht eine Seitenfolge mit Textteilen wie Ott*ilie Wagner, Hans*ine Hollein oder Adolf*ine Loos.

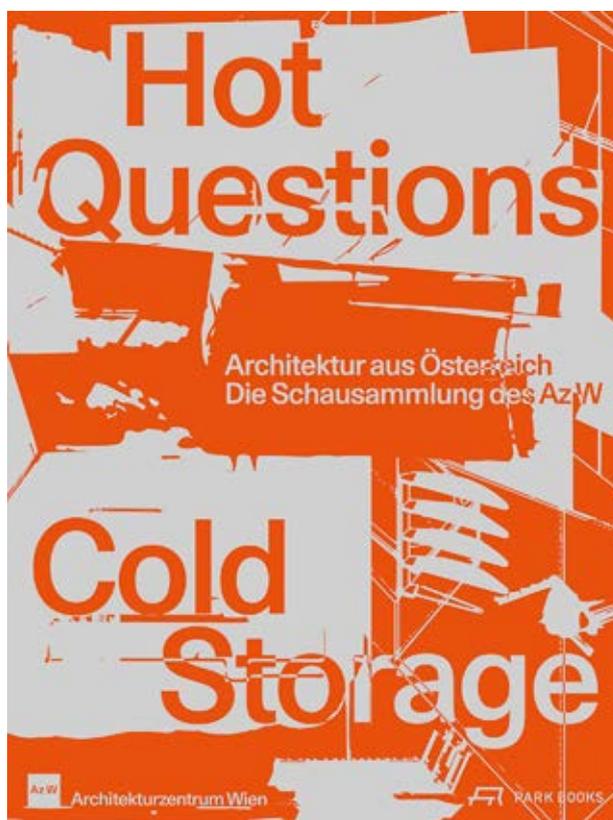
In seiner Aufmachung erinnert der Katalog eher an ein zu dick geratenes Design- oder Lifestylemagazin, welches eher als Coffee Table Book, denn zur Wissensvermittlung taugt. Bei der Betrachtung der chaotischen grafischen



Roland Rainer, Wettbewerbsbeitrag zur Wiener Stadthalle, 1952, © Architekturzentrum Wien; Sammlung

Gestaltung (vielleicht ist dies auch nur ein subjektives Empfinden) wird die Lust den Inhalt dieses Buches näher zu erforschen gemindert. Schade um den Aufwand, die Idee zu diesem Katalog hätte wirklich viel Potential gehabt.

Rezensiert von Christoph Freyer



Buchcover des Begleitbuches , Hot Questions – Cold Storage. Architektur aus Österreich. Die Schausammlung des Az W

Aus der Gesellschaft

Nachruf auf Hermann Fillitz (1924–2022)



Abb.: Hermann Fillitz, Foto: Aleksandra Pawlow

Am 14. Juni 2022 verstarb mit Hermann Fillitz eine der prägendsten Persönlichkeiten des österreichischen Kulturlebens der Zeit nach 1945, die sich über viele Jahrzehnte hinweg mit größtem Engagement und Gestaltungswillen in den Dienst der Kunst, ihrer Geschichte und Gegenwart, ihrer Erforschung und ihres Erhalts gestellt hatte.

Unmittelbar nach Kriegsende begann Fillitz das Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie in seiner Heimatstadt Wien, das er bereits 1947 mit einer Dissertation zur „römischen Reichskrone“ abschließen konnte. Sein – nach eigenem Bekunden – wichtigster Lehrer, der Historiker Alphons Lhotsky (1903–1968) empfahl ihn für eine Stelle am Kunsthistorischen Museum, wo er nach den kriegsbedingten Schließungen innerhalb weniger Jahre die Geistliche und die Weltliche Schatzkammer (1952, 1954) neu einrichtete und rasch internationale Anerkennung als Experte für die mittelalterliche Schatzkunst fand. 1964 verließ Fillitz, der sich 1958 an der Universität Wien habilitiert hatte, das Museum und übernahm die Leitung des Österreichischen Kulturinstituts in Rom. Dort erreichte ihn 1967 der Ruf an die Universität Basel. 1974 trat er die Nachfolge von Otto Pächt (1902–1988) als Ordinarius am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien an, der sich sehr für diese Berufung eingesetzt hatte.

Hier lehrte Fillitz bis zu seiner Emeritierung 1994, übte von 1982 bis 1990 parallel dazu aber auch das Amt des Leiters der Gemäldegalerie sowie des Ersten Direktors

am Kunsthistorischen Museum aus, dessen Modernisierung und Öffnung als Institution er ebenso auf den Weg brachte, wie die Gründung eines eigenen Museums für Moderne Kunst in Wien. Sein Wissen, seine internationalen Erfahrungen und Kontakte sowie seine Tatkraft sicherten ihm in diesen Jahren die Unterstützung sowohl politischer Entscheidungsträger als auch bedeutender Sammler. Weiterführende Überlegungen zur Um- und Neugestaltung der Wiener Museumslandschaft scheiterten dennoch, was er in seinen späten Lebensjahren als seinen größten beruflichen Misserfolg bezeichnen sollte.

Sein Wirken als Forscher und Organisator, etwa auch im Rahmen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, deren wirkliches Mitglied er 1982 wurde, fand im In- und Ausland höchste Anerkennung. 1996 verlieh ihm der Europarat in Straßburg die Goldmedaille für seine Arbeit im Dienst von Kunst und Kultur im europäischen Kontext. 2003 ehrte ihn die Republik Österreich mit der Verleihung des Österreichischen Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst. Bis ins hohe Alter forschte und publizierte Hermann Fillitz zu „seinen“ Themen wie den sog. Reichskleinodien und verfolgte die Entwicklung an den Universitäten, in den Museen und in der Kulturpolitik mit der für ihn typischen impulsiv-emotionalen Leidenschaft, die nicht wenige in seiner aktiven Zeit als schwierig empfanden, viele aber auch immer wieder zu inspirieren und zu begeistern vermochte. Seine Bemühungen, die Zukunft des Fachs an den Universitäten und die Museen auf der Basis eines fundierten Wissens um Geschichte und Tradition weiter zu entwickeln, verdienen es tatsächlich ebenso in Erinnerung gehalten zu werden wie seine bedeutenden Leistungen als Gelehrter, mit denen er den Wissensstand im Bereich der kunsthistorischen Mittelalterforschung nach 1945 wesentlich mitgeschrieben und mitgeprägt hat.

Franz Kirchweger

Autorenverzeichnis

Christoph Freyer

(geb. 1968 in Wien) Mag., studierte Kunstgeschichte an der Universität Wien. Seit 2008 als Kunst- und Architekturhistoriker sowie als freier Web-Designer tätig. Aufarbeitung der Architektennachlässe von Raimund Abraham, Günther Domenig und Karl Schwanzer. Seit 2019 als Architekturhistoriker im Wien Museum (Karl Schwanzer Archiv und seit 2023 Kulturgut Digitalisierung) tätig. Publikationen unter anderem zum Roten Wien, Margarete Schütte-Lihotzky, Karl Schwanzer, Franz Schuster und Raimund Abraham.

<https://christoph-freyer.at>

Friedmund Hueber

(geb. 1941 in Wien) Architekt PD DI Dr., Studium an der Technischen Universität Wien, wo er sich auch habilitierte. Ortsbildsachverständiger in der Steiermark, 2 Perioden Präsident des Denkmalbeirates beim BDA, wirkliches Mitglied des Österreichischen Archäologischen Institutes, Mitglied von ICOMOS und der Koldewey-Gesellschaft. Er war Leiter des Ludwig Boltzmann Institutes für Denkmalpflege und Archäologische Bauforschung und Vorstandsmitglied des Künstlerhauses in Wien. Er lehrte an der KU-Leuven, TU-Wien und am FH-Campus Wien. Seit 2011 ist er Präsident der ÖGDO.

friedmund.hueber@gmx.net

Hans Peter Jeschke

DI Dr. techn. ist Dozent im Studiengang „Schutz europäischer Kulturgüter“ der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder – Professur für Denkmalkunde (Frankfurt/Oder und Collegium Polonicum/Ślubięc). Er war Leiter der UNESCO-Koordination für das UNESCO-Weltkulturerbe „Hallstatt/Dachstein – Salzkammergut“ und die Bewerbung „Limes Austria“ (2002–2005), „Official Austrian Expert for the Council of Europe Campaigns“ („Countryside“ und „Europa, our common heritage“) und im Zusammenhang mit der Gestaltung der Ausstellung „Gedenklandschaft Mauthausen, Gusen und St. Georgen“ (Module 4) im Besucherzentrum der Gedenkstätte Mauthausen Mitglied des wissenschaftlichen Beirates bzw. „Internationalen Forums Mauthausen“ beim Bundesministerium für Inneres. Leiter der ICOMOS Austria – AG „Kulturlandschaft, Raumordnung und Städtebau“.

Franz Kirchweger

(geb. 1965) Mag. Dr., Kurator der Kaiserlichen Schatzkammer, Kunstammer am KHM. Er studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie an der Universität Wien; 2002 Dissertation zur Goldschmiedekunst in Wien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Mitarbeiter bei der internen Projektsteuerung für die Neuaufstellung der Kunstammer Wien. Zahlreiche Publikationen und Ausstellung zur Schatzkammer und der Goldschmiedekunst. franz.kirchweger@khm.at

Martin Kupf

(geb. 1935 in Gablonz an der Neiße), Prof. Mag. art., akademischer Restaurator, Studium in Wien, 1966–2001 Restaurator im Österreichischen Museum für Volkskunde (Wien), umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit im Bereich der historischen Architektur und Straßenmöblierung, zahlreiche Publikationen zu Denkmalschutzfragen. Martin Kupf ist Vizepräsident der ÖGDO.

m.kupf@aon.net

Philipp Reichel-Neuwirth

(geb. 1984 in St. Pölten) MA, Studium der Geschichte in Wien, Kunst- und Geschichtsvermittlung für Museen und im öffentlichen Raum seit 2005. 2021 Publikation „Herrschaft und Protest in Wiener Sagen“. Seit 2022 Programm und Outreach für die Kunstvermittlung der Österreichischen Galerie Belvedere.

<https://philippsimonreichel.wixsite.com/philipp-reichel>

Franz A. Sagaischek

(geb. 1962 in Wien) DI Mag. Dr., studierte Architektur an der TU Wien, sowie Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien; 1988 Abschluß mit dem Spezialgebiet Denkmalpflege – Erweiterung des Heeresgeschichtlichen Museums im Wiener Arsenal. Seit 1992 selbstständiger Architekt. 2000 beendete er sein Studium in Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Wien. Diplomarbeit zum Niederkirchenwesen im niederösterreichischen Waldviertel. 2018 Promotion an der TU Wien am Institut für Kunstgeschichte zur spätgotischen Architektur zur Zeit Kaiser Friedrichs III. 1997 Gründung des Zuccone-Kunstforums mit Christian Weininger († 2009), das sich in erster Linie mit Bauforschung beschäftigt und seit 2000 bis heute auch Ausstellungen organisiert.

www.architekt-sagaischek.at

Mario Schwarz

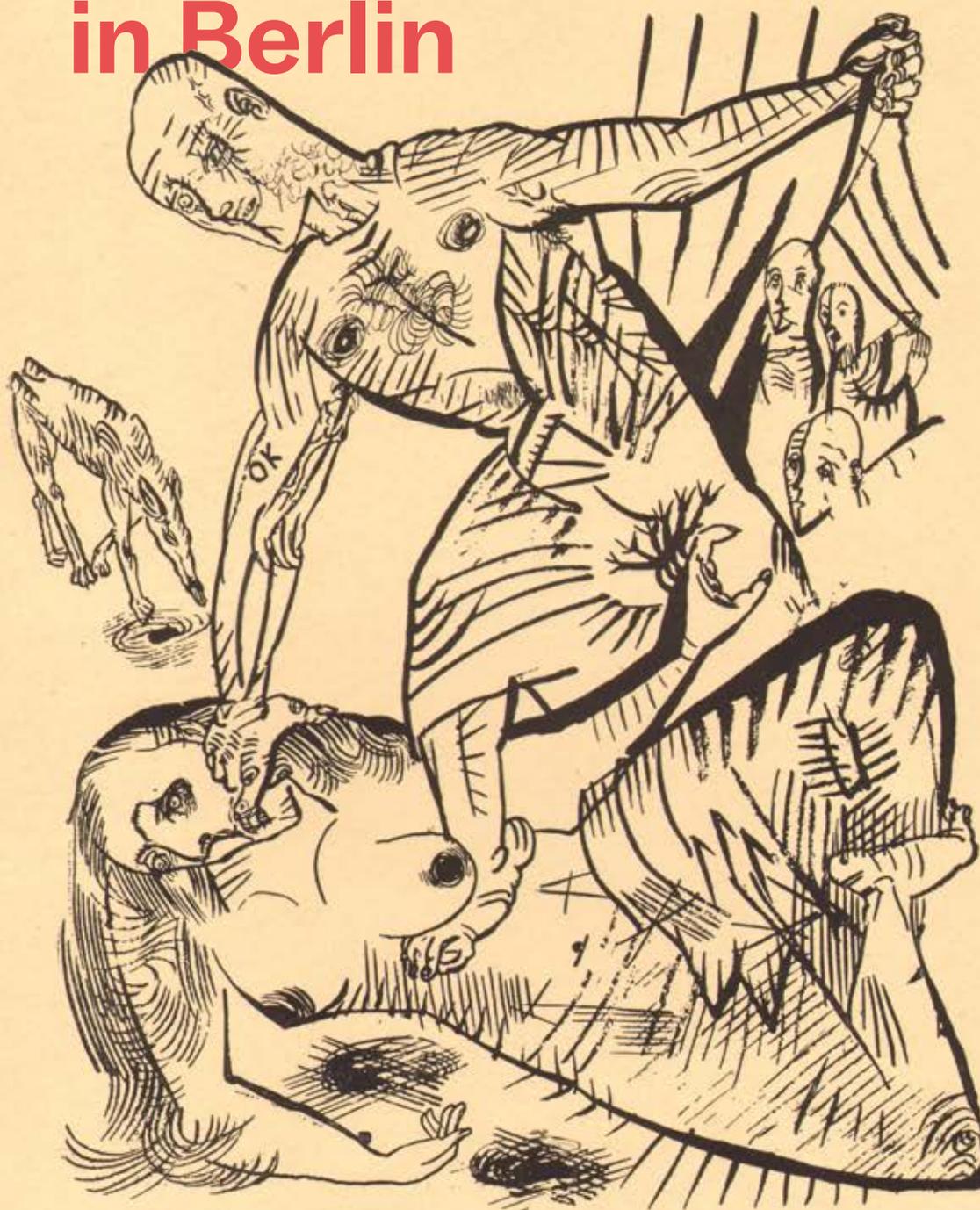
(geb. 1945 in Wien), Dr. phil., ist a.o. Univ.-Prof. am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien. Er studierte Architektur an der Technischen Hochschule in Wien, sowie Kunstgeschichte und klassische Archäologie an der Universität Wien. 1985 Habilitation für mittelalterliche Bauforschung. Weitere Lehrtätigkeiten an der TU Wien, an den Universitäten in Graz und Bratislava und an der Università Europea in Rom sowie ERASMUS-Lehraufträge an der Karlsuniversität Prag und an der Università degli studi di Palermo. Er ist Vorstandsmitglied der ÖGDO, war 2006–2011 deren Vizepräsident und ist Mitglied von ICOMOS-AUSTRIA. Er war Projektleiter zahlreicher FWF-Forschungsprojekte – unter anderen zur Erforschung der Wiener Hofburg im Mittelalter und der Capella Speciosa in Klosterneuburg. 2020 wurde ihm das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse verliehen.

mario.schwarz@univie.ac.at

6. Mai bis 26. Oktober 2023

Oskar Kokoschka

Stürmische Jahre in Berlin



**Kokoschka
Museum
Pöchlarn**

Regensburger Straße 29
3380 Pöchlarn
www.oskarkokoschka.at
täglich 10.00 bis 17.00 Uhr

50
JAHRE

Oskar
Kokoschka
Dokumentation
Pöchlarn

di:'angewandte
Universität für angewandte Kunst Wien
University of Applied Arts Vienna

Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) teilt mit, dass der Jahresbetrag 2023 für ordentliche Mitglieder, der zum Bezug der Zeitschrift „**STEINE SPRECHEN**“ berechtigt, gemäß Beschluss der 32. Ordentlichen Hauptversammlung € 35,- beträgt. Der Jahresbeitrag enthält keine Umsatzsteuer.

Gebeten wird um Einzahlung oder Überweisung des Jahresbeitrages auf folgendes Konto: ERSTE BANK, Empfänger: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860, BIC: GIBAATWW mittels Zahlschein oder Net-Banking. Bitte, vergessen Sie nicht, Name, Adresse und Zahlungszweck anzugeben.

Wenn Ihnen Denkmal- und Ortsbildpflege Anliegen sind und Sie unsere Veranstaltungen interessieren, sind Sie herzlich eingeladen, Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.

(**Anmeldeformular** unter www.denkmal-ortsbildpflege.at/mitgliedschaft.html)

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege ist nicht für die Einholung von Bildrechten verantwortlich oder haftbar. Dies obliegt den jeweiligen Autoren und wird nach bestem Wissen in Steine sprechen durchgeführt.

Veranstaltungsprogramm

Bitte entnehmen Sie alle aktuellen Vorankündigungen zu Veranstaltungen der ÖGDO dem Newsletter oder der Homepage der ÖGDO (www.denkmal-ortsbildpflege.at/programm.html). Die jeweils nächste Veranstaltung ist auch über facebook <https://facebook.com/oegdo> abrufbar.

Der Bezug des Newsletters **ÖGDO-Aktuelles** kann kostenlos unter <https://eepurl.com/Nlm6z> abonniert werden.

Impressum

Eigentümer und Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, A-1010 Wien, Karlsplatz 5, Künstlerhaus.
Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz, Mag. Désirée Vasko-Juhász, Satz: Mag. Christoph Freyer (www.christoph-freyer.at),
Druck: Medienfabrik Graz, www.mfg.at,

Informationen unter www.denkmal-ortsbildpflege.at, gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at Grundlegende Richtung gemäß § 2 der Vereinsstatuten: Erforschung und Pflege der historischen Denkmäler und Aufgaben der Orts- und Stadtbildpflege.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Vereinsmitglieder erhalten je ein Exemplar dieser Ausgabe gratis. Nachbestellungen gegen Spesenersatz. Der jährliche Mitgliedsbeitrag für 2023 beträgt € 35,- Bankverbindung: ERSTE BANK der Österreichischen Sparkassen, BIC: GIBAATWW, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860; ISSN: (AU)0039-1026.

Preis des Heftes € 19,- keine MWSt. (+ Porto)